Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 42 – 20. Oktober 2007 · Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland · C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Ein Mitarbeiter vom Schloßpark Sanssouci beschneidet in Potsdam vor dem Gebäude der Bildergalerie Linden: Der Winter naht mit großen Schritten. Und damit die Pflanzen die kalte Jahreszeit gut überstehen, müssen private Gärten und öffentliche Parkanlagen winterfest gemacht werden. So überleben sie den Frost und ergrünen im nächsten Jahr wieder in voller Pracht.

Foto: pa

Schutz vor »Heuschrecken«

Berlin will Investitionen aus dem Ausland gezielt kontrollieren

Von Klaus D. Voss

Deutschland zieht die Notbremse – viel Zeit zum Handeln bleibt nicht mehr: Das Land und seine Wirtschaft sollen vor Ausverkauf und Ausplünderung durch ausländische Investoren besser geschützt werden.

Wenn man sich nicht lange mit Höflichkeiten aufhalten will, kann man das geplante Schutzgesetz nach der „Gasprom“ oder der „Gaz de France“ benennen. Beide Energiekonzerne haben volle „Kriegskassen“ und wollen deutsche Energiekonzerne übernehmen – und sich damit den Weg bis an die deutschen Verbraucher freikaufen. Das ist der aktuellste Grund, warum die Regierung in Berlin nicht länger zögern darf; die Unternehmen von E.on bis RWE bitten um Schutz vor Firmenjägern.

Bei allen Investitionen aus dem EU-Raum und aus Drittstaaten will sich die Bundesregierung künftig das letzte Wort vorbehalten, wenn der Aufkauf mehr als 25 Prozent des Unternehmenswertes ausmachen soll. Das wird alle Fälle betreffen, in denen die „öffentliche Sicherheit“ oder die „strategische Infrastruktur“ geschützt werden muß. Welche Unternehmen den „Heuschrecken-Schutz“ bekommen, will Berlin von Fall zu Fall entscheiden.

Fälle wie die Zerschlagung des Weltkonzerns Mannesmann oder die Patent- und Kapital-Ausplünderung der Siemens-Mobilfunksparte durch BenQ haben den Handlungsrahmen abgesteckt – und zeigen zugleich, wie lange Deutschland die ausländischen Investoren schon gewähren läßt. Bisher hatte sich die deutsche Regierung so gut wie keine Handhabe verschafft. Das soll jetzt anders werden, nach dem Fahrplan im Grundsatzpapier der CDU zur „Strategischen Standortpolitik“. Diese Vorlage, die unter der Federführung des hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch ausgearbeitet wurde, wird jetzt mit dem Kanzleramt beraten.

Deutschland wird mit der Kontrolle über die Investitionen eine der wichtigen Marktfreiheiten einzuschränken, weil unter den Bedingungen der Globalisierung keine andere Wahl mehr bleibt. Die meisten unserer EU-Nachbarn haben ihre Wirtschaft „besser im Griff“.

Neben den „Heuschrecken-Fonds“ haben inzwischen auch Staatsfonds die deutschen Unternehmen im Visier. Fonds, die auch andere Interessen verfolgen, als höchste Renditen zu erzielen. Die Gefahr heißt Patent- oder Technologie-Transfer: Unternehmen werden aufgekauft und mit dem Fertigungswissen ins Ausland verschoben.

Die ausländischen Investoren könnten sich inzwischen fast alles leisten. Man schätzt, daß die von Rußland, China, den Öl-Staaten und einigen Schwellenländern kontrollierten Fonds derzeit über Kapital im Wert von 1,4 Billionen Euro verfügen können, überwiegend angefüttert mit den Gewinnen aus den Öl- und Gasverkäufen und den Dumpinggeschäften. Das internationale Bankhaus Merrill Lynch nimmt an, daß dieses Anlagekapital in den nächsten Jahren auf rund umgerechnet sechs Billionen Euro anwachsen wird – umgerechnet, denn diese Fonds werden fast ausschließlich in US-Dollar geführt.

Das ist ein weiterer Grund, warum Europa ins Zentrum der Aufkäufe rücken wird. Der Kursverfall des US-Dollar zwingt dazu, sich nach Anlage-Alternativen umzusehen – das ist alles, was mit Euro bezahlt werden kann.

Klaus D. Voss:

Raffke

Es sind noch 72 Tage bis Silvester, aber das Jahr 2007 hat seinen schlechten Ruf schon weg: Es ist das „Jahr der Raffkes“. Seit Monaten ziehen die Ölkonzerne die Autofahrer an den Zapfsäulen ab; nur Veteranen am Steuer ahnen, daß es Diesel schon einmal für weniger als einen Euro gab.

Milch, Käse und andere Molkereiprodukte kauft man am besten mit gesenktem Blick, um die Preisschilder nicht lesen zu müssen; es könnte einem glatt den Appetit verschlagen. Auch Fleischwaren sind nicht mehr „im Angebot“, sondern freche Preisraketen. Jetzt das: Strom und Gas mit Aufschlägen von zehn Prozent können den letzten Rest von guter Laune zum Jahresende vertreiben.

Es rächt sich, daß die Politik diese neuen Formen der Organisierten Bereicherung gewähren läßt: Die Energiemärkte sind nach wie vor ohne wirksamen Wettbewerb. Selbst der von Wirtschaftsminister freundlichst empfohlene Wechsel zwischen den Anbietern ist so eine Sache – man hat nur die Wahl zwischen dem Teufel und seinen Anverwandten.

Den Verbrauchern bleibt eine ernüchternde Feststellung: Die Preis-Einkommens-Bilanz für 2007 ist, sofern man nicht zufällig Ackermann heißt, deutlich im roten Bereich.

Unter Volkswirten ist der Begriff „gefühlte Inflation“ geläufig – sie schätzen damit die Konsumlaune der Verbraucher ein. Und die ist schlechter, als es die aktuellen 2,4 Prozent Kaufkraftverlust erwarten ließen.

Um es nicht zu vergessen: Der erste Raffke 2007 war Finanzminister Peer Steinbrück, der die Mehrwertsteuer nach oben trieb wie kein Mensch vor ihm: 18,8 Prozent Aufschlag – soviel hat sich noch nicht einmal ein Stromriese getraut.

Wie reimt sich Al Gore auf Frieden und Nobelpreis?

Unverständliche Entscheidung aus Oslo – Zwei deutsche Forscher vom »alten Schlag der Wissenschaft« ausgezeichnet

Von Klaus Apfelbaum

Wie sich die Buchstaben IPCC und der Name Al Gore auf Frieden und Nobelpreis reimen, bleibt die große Preisfrage. Jedenfalls hat sich das Nobelpreis-Komitee jetzt ganz dem politischen Wunschdenken verschrieben. IPCC und Gore haben je zur Hälfte die meistbeachtete Auszeichnung der Welt erhalten – aber warum?

IPCC ist der Weltklimarat der Vereinten Nationen (Intergovernmental Panel on Climate Change). Ein Gremium aus Wissenschaftlern wäre wie geschaffen, die großen Fragen nach der Gefährdung der Erde durch den Menschen korrekt zu beantworten. Aber diese Wissenschaftler sind gezielt für dieses „Panel“ ausgesucht worden, und die Schlußfolgerungen, die Klimaberichte an die Vereinten Nationen also, werden von Politikern und Diplomaten formuliert. Das IPCC wird also letztlich von jenen kontrolliert, die mit den Ängsten vor einem Klimawandel Politik oder Geschäfte machen.

Dick im Geschäft ist Al Gore. Als Vizepräsident unter Bill Clinton

Al Gore ist vor allem »dick« im Geschäft

war er noch ein ausgewiesener Umweltpolitiker. Jetzt ist er als Bestseller-Autor mit Buch und Film über „Eine unbequeme Wahrheit“ weltweit unterwegs. Sachkenner schätzen seine Rednerhonorare als „sechstellig“ ein, egal ob Dollar oder Euro. Jetzt kann Al Gore sich nach „Oscar“ und „Emmy“ auch noch mit dem Friedensnobelpreis schmücken.

Man muß schon durch ganze Jahrzehnte blättern, um auf Friedensnobelpreisträger zu stoßen, die die Auszeichnung ohne Wenn und Aber verdient hatten: Menschen, die weltweit Vorbild durch ihre politischen Ideale oder ihren unbedingten humanitären Einsatz waren: Nelson Mandela (1993) etwa, Mutter Teresa natürlich (1979), Anwar el Sadat (1978), Martin Luther King (1964), Albert Schweitzer (1952), der Arzt von Lambarene, und Henri Dunant (1901), der Gründer des Roten Kreuzes.

Überwiegend hatte das Nobel-Komitee aber der Versuchung nicht widerstehen können, mit Ehren- und Geldvergabe in den Lauf der Weltpolitik einzugreifen. Die Zeichen, die das vom Parlament in Oslo bestimmte Fünfer-Gremium setzte, gelangen selten – 1983 stärkte der Friedensnobelpreis an Lech Walesa die Gewerkschaft „Solidarität“ und damit den Weg Polens in die demokratische Gesellschaft. Doch die Fehlgriffe überwogen – das nahm seinen Anfang 1906 mit Theodore Roosevelt und erreichte 1994 mit Jassir Arafat den bisherigen Tiefpunkt.

Früher hatte das Nobel-Komitee wenigstens den Mut, den Preis nicht zu vergeben, wenn sich in einem Jahr kein preiswürdiger Kopf finden ließ. Jetzt, so scheint es, sind internationale Organisationen auf das Preisgeld abonniert: 2005 traf es die Internationale Atomenergie-

Leistungen liegen ein Forscherleben zurück

Agentur unter Mohamed El Baradei – aber selbst zwei vergangene Jahre haben nicht gereicht, um die Frage zu klären, warum der Preis an ihn ausgereicht worden war. Dem IPCC und Al Gore wird es kaum anders ergehen.

Für die Deutschen war die diesjährige Nobelpreis-Session eine erfreuliche aber auch eine ernüchternde Erfahrung. Mit dem Chemiker Gerhard Ertl (71) und dem Physiker Peter Grünberg (68), als Siebenjähriger aus Pilsen vertrieben, kam die Wissenschaft aus Deutschland zu unerwarteter Anerkennung. Daß Politiker aller Parteien sich selbst und ihren Einsatz für den Wissenschaftsstandort sofort nach vorne lobten, darf nicht täuschen. Die Leistungen dieser Wissenschaftler liegen ein Forscherleben zurück; sie waren zu einer Zeit im Wissenschaftssystem großgeworden, als Spitzenleistungen an deutschen Hochschulen noch selbstverständlich waren. Heute brauchen die Universitäten Nachhilfe durch „Exzellenz-Initiativen“, wenn nicht schon zuvor die jungen Wissenschaftstalente wegen der allmächtigen Forschungsbürokratie an weniger politisch reglementierte Auslandshochschulen vertrieben worden sind.

MELDUNGEN

Jesus: Ein »fettes Comeback«

Rom – Die Volxbibel, eine Übertragung der Heiligen Schrift in die Jugendsprache, stößt bei Benedikt XVI. auf Zurückhaltung. Das geht aus einem Schreiben des Vatikanischen Staatssekretariats an den Autor der Volxbibel, Martin Dreyer, hervor. Dreyer, Gründer der Jesus-Freaks-Bewegung in Deutschland, hatte dem Papst eine Volxbibel geschickt. Wie Monsignore Gabriel Caccia in der Antwort schreibt, danke das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche Dreyer für sein „Engagement für die Verbreitung der Frohen Botschaft Jesu Christi unter den Menschen von heute". Gleichwohl sehe der Papst keine Möglichkeit, die Volxbibel in der katholischen Kirche einzusetzen. Trotzdem erbitte der Papst für Dreyers missionarischen Dienst „Gottes reichen Segen und die bleibende Freude des Heiligen Geistes". Von der Volxbibel wurden bisher rund 85 000 Exemplare verkauft. In ihr werden biblische Grundbegriffe durch neue Formulierungen ersetzt. So wird aus dem „Sünder" ein „Dreckskerl" (Lukas 5,8) und aus der Auferstehung Jesu Christi ein „fettes Comeback" (Überschrift zu Matthäus 28). *idea*

Arno Surminski stellt vor

Hamburg – Am 30. Oktober, 18 Uhr, stellt der Schriftsteller Arno Surminski sein neuestes Buch „Das alte Ostpreußen" vor. Die Veranstaltung ist im Atrium der Hanse Merkur, Siegfried-Wedells-Platz 1, Hamburg. Der Eintritt ist frei.

Wir bitten um Beachtung!
Teilen dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des „Preußischen Mediendienstes" bei.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Bund sagt Nein zur Staatsoper

Laut „Spiegel" habe der Bund nun endgültig Nein gesagt. Nein zur kompletten Übernahme der maroden Berliner Staatsoper Unter den Linden. Nein zu dem Vorschlag des Bundestagspräsidenten Norbert Lammert, zumindest das Gebäude als „preußisches Kulturerbe" zu unterhalten. Allerdings sei der Bund bereit, sich mit 150 bis 200 Millionen Euro statt vormals 50 Millionen Euro an den Sanierungskosten zu beteiligen, wenn Berlin seine jährlichen Zuschüsse an die Oper von 37 auf 47 Millionen Euro erhöht.

1.494.033.061.487 €

(eine Billion vierhundertvierundneunzig Milliarden dreiunddreißig Millionen einundsechzigtausend und vierhundertsiebenundachtzig)

Vorwoche: 1.493.707.662.878 €
Verschuldung pro Kopf: 18.138 €
Vorwoche: 18.134 €

(Stand: Dienstag, 16. Oktober 2007, 12 Uhr, Zahlen: www.steuerzahler.de)

Niveaulose Inszenierungen

Durch den deutschen Blätterwald zieht ein Sturm: Eva Herman am Pranger

Von Rebecca Bellano

Date oder Fake, so der Titel einer Sendung beim Musiksender Viva. Hier muß ein junger Single raten, ob die ihm vorgestellten Personen ebenfalls echte Singels oder eine Fälschung, neudeutsch Fake, sind. Fälschung, Schwindel, Täuschung, eben Fake, dachte ein Großteil der Bundesbürger auch, als er vor etwas über einer Woche die „Kerner"-Show sah. Alles wirkte so inszeniert, der Rauswurf der ehemaligen NDR-Moderatorin Eva Herman so gewollt, daß kaum einer an eine natürliche Entwicklung dachte.

Allerdings teilten sich die Geister in der Bewertung des Gesehenen. Während die einen voller Begeisterung darüber waren, daß Johannes B. Kerner es der Eva mal richtig gezeigt habe, schlugen sich die anderen auf die Seite der Autorin von „Das Prinzip Arche Noah". Ohne Zweifel erhielt Kerner in seinem Tun Unterstützung von seinen Gästen Senta Berger, Margarethe Schreinemakers, Mario Barth und dem sich aus dem Zuschauerraum zu Wort meldenden Historiker Wolfgang Wippermann. Und nicht nur die „Bild" machte tags darauf mit dem Herman-Rauswurf auf. Zahlreiche Medien suhlten sich darin und fragten, wie schlicht die Blonde doch gestrickt sein müsse, um auch noch auf Hitlers Autobahnen zu sprechen zu kommen.

Anders sieht es in den Internet-Foren aus. Hier kann sich der Durchschnitts-Bürger zusätzlich zu der platzmäßig eingeschränkten und nicht immer unzensierten Leserbrief-Seiten zu Wort melden ... und die vermeldeten unerwartet viele Stimmen für Frau Herman. „Unglaublich diese Hetzjagd, die im Moment vonstatten geht. Es geht doch gar nicht mehr darum, Frau Herman wirklich zu verstehen, sondern darum, endlich mal wieder ein paar Steine zu werfen", klagt eine Amazon-Kundin und ist damit nur eine von vielen, die so ihrem Ärger Luft machen.

Die Stimmung drehte. Henryk M. Broder schrieb bei „Spiegel"-Online sogar von der „längsten Antifa-Sitzung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen".

Und schon standen die Medien und Eva Herman gleichermaßen am Pranger. Doch, worum ging es eigentlich? Im ganzen Wirbel um Eva Herman und ihre, für eine Person, die seit Jahren im öffentlichen Leben steht, äußerst ungeschickt gewählten Formulierungen ist die Sache, für die sie eigentlich eintritt, fast in Vergessenheit geraten. Da war doch was mit Müttern, Anerkennung, Gesellschaft, Kindern?

Das, wofür die 48jährige eigentlich kämpfen wollte, stand trotz allen Aufregern nur selten zur Diskussion. So die „Welt": „Herman hat eine Botschaft. Sie lautet: Die 68er haben die Deutungshoheit über Hitler gewonnen. Sie benutzen den Nationalsozialismus (‚die braune Keule', wie Eva Herman sagt), um alles Konservative schlecht zu machen – zum Beispiel das Bild der Frau als Mutter."

Doch trifft das den Kern? Warum schon wieder Nationalsozialismus oder 68er? Weder die Mütter, die dem Führer viele Söhne gebaren, nur um sie danach als Kanonenfutter auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkrieges zu opfern, noch jene Mütter, die aus ideologischen Gründen erst gar keine wurden, befanden sich in einem gesegneten Umfeld. Die Mütter der Gegenwart vergleichsweise schon. Sie können über ihr eigenes Leben entscheiden, brauchen nicht mehr Mann oder Vater fragen, ob sie arbeiten dürfen, müssen nicht fürchten, gesellschaftlich verstoßen zu werden, falls der Vater der Kinder seine Rolle nicht wahrnehmen will. Wirtschaftlich und individuell deutlich unabhängiger versucht man sie zwar immer noch von allen Seiten politisch für sich einzunehmen, doch keineswegs mehr in dem Maße, wie es noch vor 40 oder gar 70 Jahren der Fall war.

Beim ersten Buch von Eva Herman vor einem Jahr wurde über ihre Thesen gesprochen, die schon genügend Angriffsflächen boten. Ihr „Eva Prinzip – Für eine neue Weiblichkeit" führte dazu, daß man darüber stritt, wie das neue Frauenbild der Zukunft auszusehen habe. Und während die einen betonten, daß die Herman jetzt alte Klischees wie „Kinder, Küche, Kirche" wiederbeleben wolle, stimmten ihr andere zu, daß es an der Zeit sei, daß Frauen wieder emotionaler und familiärer werden müßten. Die Errungenschaften und Fehler des Feminismus wurden diskutiert, aufgehängt an ihren festgeschriebenen Thesen und nicht an irgendwelchen ungeschickten Äußerungen der Autorin. Und worum geht es im „Prinzip Arche Noah?"

Und gibt es einen Sieger dieses medialen Ausrasters? Eva Herman ist es nicht, zu ungeschickt waren ihre Auftritte, Johannes B. Kerner ist es aber auch nicht. Sein seriöser Ruf und somit auch der seines öffentlich-rechtlichen Arbeitgebers haben gelitten. Sendungen unter dem Niveau des Musiksenders Viva – der immerhin nicht erst vorgibt, mehr als Unterhaltung machen zu wollen – sollte sich das ZDF in Zukunft verkneifen.



Rausgeschmissen: Eva Herman muß die „Kerner"-Show verlassen. Foto: pa

Die Sache mit dem Bestseller

Ganz böse Zungen unterstellten Eva Herman, sie provoziere bewußt mit NS-Gedankengut, um den Verkauf ihres Buches anzukurbeln. Laut „der" Bestseller-Liste, die in den meisten deutschen Buchhandlungen aushängt, scheint sie es allerdings nicht unter die ersten 20 geschafft zu haben. Beim „Spiegel" steht nun schon seit Monaten Hape Kerkeling an der Spitze. Auch beim „Focus" hatte Eva Herman nur ein Gastspiel. Blickt man allerdings beim größten deutschen Online-Buchhändler Amazon auf die Verkaufsliste, dann steht „Das Prinzip Arche Noah" auf Platz 59. Da Sachbücher und Belletristik hier nicht getrennt werden, ein guter Wert. Doch wie machen „Spiegel" und Co. das eigentlich mit ihren Bestseller-Listen? Der „Spiegel" arbeitet hier seit 1971 mit dem Fachmagazin „buchreport" zusammen. Dieses fragt elektronisch 350 fest ausgewählte, als repräsentativ geltende Buchhändler ab. Allerdings ohne Internethandel. Dies tut jedoch der „Focus" beziehungsweise die für ihn ermittelnde media control. Hier werden sogar 800 Buchhändler, Internetvertriebe und sogar Warenhäuser nach ihren Abverkaufszahlen befragt.

In die gelbe Tonne getreten

Die Diskussion um den Grünen Punkt flammt erneut auf

Von Mariano Albrecht

Fast schien es als könnten die Betreiber des Dualen Systems Deutschland (DSD) aufatmen. Nach Pleitegerüchten und einem Jahr Hick-Hack zwischen Wirtschaftminister Michael Glos (CSU) und Umweltminister Siegmar Gabriel (SPD) wäre die Kuh fast vom Eis gewesen. Im September einigten sich die Ministerien auf einen Entwurf für die Novelle der Verpackungsverordnung, der allen hätte gerecht werden können. Doch nun will Michael Glos den Grünen Punkt und das Duale System abschaffen. Was ist passiert?

Das Duale System Deutschland GmbH hatte die Kampagne losgetreten, in der eine Pleite des DSD suggeriert wurde, weil Verpackungen von sogenannten Selbstentsorgern immer öfter in den Tonnen mit dem Grünen Punkt landeten, ohne daß die Hersteller der Produkte dafür an das DSD zahlten. Schuld wären die Selbstentsorger, die nicht am Dualen System teilnehmen. Als Selbstentsorger werden Unternehmen bezeichnet, die sich nicht am System des Grünen Punkt beteiligen und auf eigene Lösungen setzen. Doch wie sehen die aus?

Verpackungen ohne den Grünen Punkt müssen von den Händlern, die sie in Umlauf bringen, auch zurückgenommen werden. Genau dort liegt das Problem.

Besonders die großen Drogeriemarktketten haben sich dem Dualen System entzogen und sich dem Selbstentsorger-System angeschlossen. Sammelbehälter für Verpackungen stehen in den Filialen bereit. Doch welcher Kunde bringt schon seine Waschmittelkartons in die Drogeriefiliale zurück? Diese landen dann häufig im Hausmüll und belasten den Geldbeutel aller Mieter, oder sie werden unberechtigt in der gelben Tonne des DSD entsorgt.

Trittbrettfahrern den Garaus machen

Mit einer Novelle der Verpackungsverordnung sollte den Trittbrettfahrern der Garaus gemacht werden, um das in der Welt einzigartige System der Mülltrennung zu retten. Vorgesehen ist die verpflichtende Teilnahme am Dualen System. Für die Selbstentsorger ein Schlag ins Kontor. Mit den Wertstoffen aus Joghurtbechern, Pizzaschachteln und Getränkeflaschen wird Geld verdient, viel Geld.

Hatte der einstige Monopolist DSD vor Jahren noch einen Jahresumsatz von drei Milliarden Euro, so schrumpfte der seit der Marktöffnung für Wettbewerber auf die Hälfte. Da gelangen die US-Finanzinvestoren von Kohlberg Kravis Roberts (KKR) in Bedrängnis, sie kauften das von Industrie und Handel gegründete Unternehmen DSD zum Schnäppchenpreis und hätten es gern gewinnbringend wieder abgestoßen. Doch die Marktlage ist ungünstig. Konkurrenten nutzen die vom Dualen System losgetretene Argumentation, um in den Markt zu drängen. Die gelben Tonnen würden schon im nächsten Jahr nicht mehr geleert, die Müllkosten könnten sich verdreifachen, so Johannes-Jürgen Albus, Vorstandschef von Interseroh. Die Panikmache hat Erfolg, die Handelskette Rewe wechselte bereits zu Interseroh.

Auch dem Unternehmen BellandVision aus der fränkischen Heimat von Wirtschaftsminister Glos wäre um ein Haar das Geschäftsmodell Selbstentsorger unter den Füßen weggezogen worden. Doch während sich die Ministerien von Glos und Gabriel um eine Lösung stritten, konnten die Franken das Tochterunternehmen BellandDual an den Markt bringen, um im Geschäft mit den gelben Tonnen mitzumischen. Ab 2008 stehen zehn weitere Unternehmen für die Teilnahme am Dualen System in den Startlöchern.

Kommunen sollen Wertstoffe einsammeln

Um so verwunderlicher ist der Vorstoß des Wirtschaftsministers, der das System nun neu ordnen will. Die Kommunen wären für die Sammlung zuständig, private Entsorger für die Trennung in Sortieranlagen. Finanziert werden könnte das neue System über einen Fonds, in den alle Hersteller und Händler je nach Verpackungsmenge einzahlen. Doch die Idee ist nicht neu.

Die umweltpolitische Sprecherin der Grünen, Sylvia Kotting-Uhl, stellte bereits das System in Frage, weil es nur bei Verpackungen greift. „So wird etwa eine Plastikflasche, die als Verpackung gedient hat, erfaßt. Ein aus demselben Material hergestelltes Kunststoffgefäß, das nicht als Verpackung verwendet wurde, jedoch nicht."

Das grüne Modell sieht statt einer Verpackungsverordnung eine Wertstoffverordnung als zeitgemäß an. Die dualen Systeme seien zu teuer, statt dessen könnten die Abgaben von Industrie und Handel an eine „öffentlich-rechtliche Ressourcenagentur" gezahlt werden, welche die dualen Systeme ersetzt. Mit der Ressourceagentur könnten auch Preisdiktate, die der Verbraucher bezahlen müßte, und Monopolstellungen verhindert werden.

Ginge es nach dem Willen von Michael Glos könnte mit dem Sammeln und Trennen von Müll bald ganz Schluß sein. Die gelbe Tonne sei die teuerste Option zur Kunststoffverwertung, sie koste mit 1300 Euro pro Tonne 13mal so viel wie die thermische Verwertung in Müllheizkraftwerken, heißt es aus dem Ministerium.

Keine Kirche, kein Geld

Von HARALD FOURIER

Am 31. Oktober ist Reformationstag. In genau zehn Jahren plant die evangelische Kirche die Einweihung der neuen Garnisonkirche in Potsdam, aber mit einem Nutzungskonzept, das ein Versöhnungszentrum und anderen „antimilitaristischen Schnickschnack" vorsieht.

Friedrich Wilhelm I., der Erbauer der Garnisonkirche, hatte nichts mit den Nazis zu tun. Trotzdem wird der Wiederaufbau dieses Gotteshauses verhindert. Wegen des Tages von Potsdam, und weil die Kirche ein „Symbol des preußischen Militarismus" sei, sagen die Gegner.

Diese Sichtweise ist eigentlich unpolitischer Natur, denn sie wird von regionaler Zugehörigkeit stärker bestimmt als von politischen Überzeugungen. Es ist eine westliche Tradition, Preußen als Staat in eine Reihe mit den nationalsozialistischen Machthabern zu stellen.

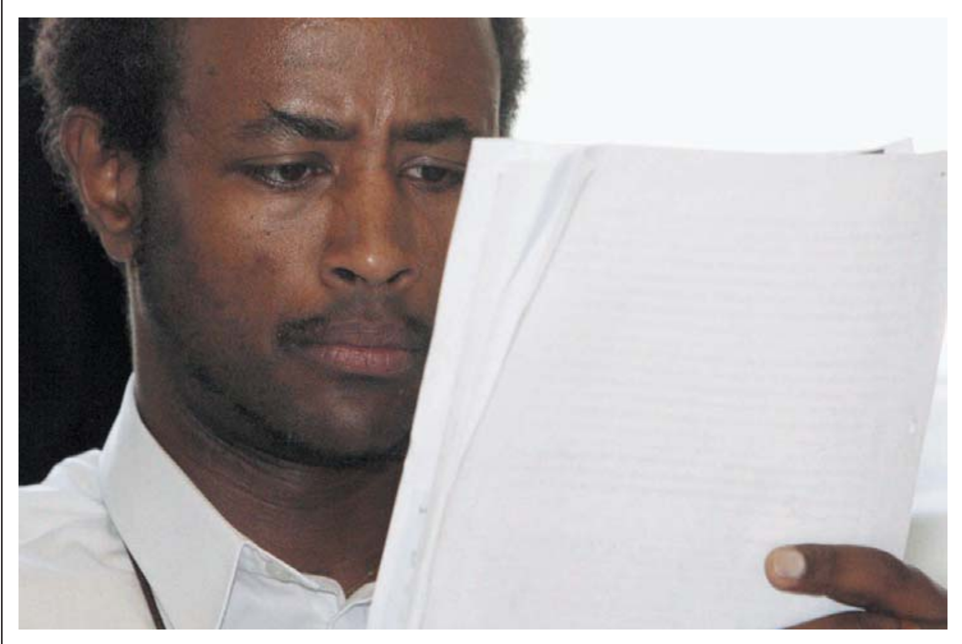
Und diese antipreußische „Glut der Verdächtigung" (Karl Feldmeyer) lastet noch immer auf der Garnisonskirche, obwohl Adolf Hitler 1933 gerade mal eine halbe Stunde in der Kirche war. Solange war er auch im Frankfurter Römer, aber den würde niemand deswegen abreißen, oder?

Und warum ist die Garnisonkirche belastet – und die Dresdner Frauenkirche nicht? Die Frauenkirche wurde mit Spenden aus dem ganzen Land wiederaufgebaut und vor zwei Jahren eingeweiht, obwohl die Gutmenschen gegen sie die gleichen (falschen) Argumente hätten vorbringen können, was sie aber nicht getan haben. Immerhin war die Frauenkirche der Dom der Hitler-freundlichen „Deutschen Christen" innerhalb der evangelischen Kirche. „Da lag ‚Mein Kampf' auf dem Altar", sagt Alexander Gauland und wundert sich, daß das keine Konsequenzen für den Wiederaufbau hatte, die halbstündige Goebbels-Inszenierung in Potsdam aber schon.

Nun will die evangelische Kirche ein Versöhnungszentrum in der neuerrichteten Garnisonkirche einrichten. Aber ist nicht jede Kirche per se ein Ort der Versöhnung? Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz (hervorgegangen aus der Spendensammelorganisation Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel) hat gut daran getan, die Mittel einzufrieren und mit dem Sammeln weiterer Spenden abzuwarten, bis die Amtskirche zur Besinnung kommt und von dieser zweckentfremdeten Nutzung absieht. Sonst würde sie sich die Haltung von Hitler, Goebbels und den Nazis zu eigen machen, die ja auch immer behauptet haben, die deutsche Geschichte habe zielgerichtet im Nationalsozialismus enden müssen. Die Kirche sucht übrigens immer noch vergeblich nach Sponsoren für ihr Konzept.

Alles andere als medienwirksam

Gegen den von den Medien zum »Opfer rechter Gewalt« stilisierten Ermyas M. wird jetzt ermittelt



Unerfreuliches Schreiben von der Potsdamer Staatsanwaltschaft erhalten: Es geht um unrechtmäßig geforderte Prozeßkostenhilfen. Da 50 000 Euro Spenden für Ermyas M. gesammelt wurden, war er alles andere als mittellos.

Foto: ddp

Von MARKUS SCHLEUSENER

Im August 1992 explodierte die Gewalt in Lichtenhagen. Drei Jahre nach der Wende vertrieben Gewalttäter, angestachelt von einem Teil der genervten Anwohner, die in einem Plattenbau untergebrachten Asylanten (Roma, Vietnamesen) mit brutaler Gewalt. Drei Nächte lang regierte das Chaos in dem Neubauviertel von Rostock.

Groß war damals die Empörung über diesen Ausbruch von Ausländerfeindlichkeit. Innenminister Lothar Kupfer (CDU) mußte seinen Hut nehmen, weil er vor der rechten Gewalt zurückgewichen sei.

2007 gab es wieder gewalttätige Ausschreitungen in Rostock, diesmal gegen eine Konferenz mit ausländischen Regierungsgästen. Tagelang hielten die Aktionen der G8-Gegner die Polizei in Atem. An einem Tag eskalierte die Gewalt am Rostocker Hafen so richtig: Steine flogen. Autos gingen in Brand auf.

Diesmal: keine Konsequenzen. Schließlich waren es diesmal linke Gewalttäter, deren brutale Übergriffe keine Ministerrücktritte oder gar einen „Kampf gegen links" auslösen – so wie das anders herum der Fall wäre.

Das ist paradox. Aber es läuft immer aufs neue nach diesen einfachen Regeln ab: Gewalttaten von Linksradikalen werden mit einem Achselzucken zur Kenntnis genommen. Dafür aber ist jeder vermöbelte Ausländer in den neuen Ländern automatisch ein Opfer von rechtsextremen Gewalttätern geworden. Wie blöd, wenn sich im Nachhinein herausstellt, daß es so schwarzweiß nicht war.

So ist es im Fall Ermyas M. zunächst streng nach Muster abgelaufen. Zwei Deutsche, ein Ausländer – da war sofort klar, wer Täter und wer Opfer sein muß. Nach dem „Überfall" auf den Farbigen in Potsdam am Ostersonntag 2006 übernahm der Generalbundesanwalt Kay Nehm die Ermittlungen und verhaftete schnell zwei Tatverdächtige, die Guantanamo-ähnlich abgeführt wurden. Angebliches Tatmotiv: Rassenhaß. Die Zeitgeistpresse schäumte vor Wut über die beiden Verdächtigen, für die es keine Unschuldsvermutung zu geben schien.

Die ganze Anklage brach jedoch im Prozeß zusammen, weil Indizien nicht stichhaltig waren und Zeugen einknickten. Im Juni 2007 endete er mit einem Freispruch für die beiden deutschen „Koma-Prügler" („Berliner Kurier").

Nicht nur der absehbare Freispruch hat den Medien die Sprache verschlagen, die ihr Urteil ja längst gebildet hatten. Auch die Details, die im Laufe der Monate nach der Tat über Ermyas M. ans Tageslicht kamen, waren nicht geeignet, das Bild vom Opfer rassistischer Gewalt zu verfestigen.

Ermyas M. war an dem Tag, an dem er irgendwie in die folgenschwere Prügelei geraten ist, ziemlich betrunken. Er hat andere Leute angepöbelt und sich mit seiner Freundin gezofft. Er wurde schließlich von dem oder den Tätern mit einem Schlag so unglücklich getroffen, daß er mit dem Kopf auf den Boden aufschlug. Er sagte – nachdem er tagelang im Koma gelegen hatte –, daß er sich an nichts mehr erinnern könne.

Inzwischen hat der Fall Ermyas M. ein juristisches Nachspiel – für Ermyas M. wohlgemerkt! Der linke Verein „Brandenburg gegen rechts" begann sofort für den 39jährigen Ingenieur Spendengelder zu akquirieren. Dabei kam zwar nicht so viel zusammen wie im Falle der verschwundenen Maddie (die Eltern sammelten rund 1,5 Million Euro) – aber immerhin 50 000 Euro.

Ermyas M. gründete später mit anderen Personen einen Verein namens „Löwenherz e.V.", auf dessen Konto das Geld von „Brandenburg gegen rechts" überwiesen wurde. Das Geld sollte laut Vereinszweck für „Krankenhauskosten, Rehabilitation, Unterstützung der Familie und Rechtsbeistand" verwendet werden. Trotzdem beantragte Ermyas M. Prozeßkostenhilfe, die für mittellose Personen gedacht ist, die in juristischen Auseinandersetzungen stecken. Und das tat er ja, denn er trat als Nebenkläger auf. Die Hilfe wurde gewährt, weil Ermyas M. die Existenz der gesammelten Spendengelder verheimlicht haben könnte, mutmaßt nun die Potsdamer Staatsanwaltschaft und ermittelt gegen das ehemalige Vorzeigeopfer. Es gäbe Hinweise, daß Ermyas M. „möglicherweise falsche Angaben zu seinen finanziellen Verhältnissen gemacht hat", zitiert der „Tagesspiegel" einen Behördensprecher.

Die frühere „Löwenherz"-Vorsitzende Alexandra Klatt wirft ihm, laut „Tagesspiegel", vor, die Gelder nicht – wie ursprünglich angekündigt – für den Verein verwendet zu haben. Dazu war er nicht verpflichtet, sagen Juristen. Trotzdem bleibt ein schaler Nachgeschmack.

„Wo sind die vielen Spenden-Euro?", fragt jetzt der „Berliner Kurier" aufgebracht. Nicht nur die Zeitung und ihre Leser sind enttäuscht. Auch die Mitglieder des Vereins „Löwenherz". Es gibt Austritte – aus Ärger über das verschwundene Geld.

Immer mehr Eltern mit Demonstrationsroutine

Lehrermangel, Unterrichtsausfall, hohe Ausländeranteile: Berlins Schulen in der Krise

Von PAUL HOLLAND

Es brennt im Berliner Schulsystem. Vor der Charlottenburger Grunewald-Grundschule und der Pankower Grundschule im Panketal gingen dieser Tage Eltern mit ihren Schulkindern auf die Straße: Sie protestierten gegen Unterrichtsausfall und Notstundenpläne, gegen die „katastrophale Personalausstattung" ihrer Schulen und den permanenten personellen „Verschiebebahnhof", der kontinuierliche Arbeit in den Grundschulklassen nahezu unmöglich macht.

Die Grunewald-Eltern sind demonstrationsgeübt; geholfen hat es ihnen nicht viel. Trotz vorhersehbarer Vakanzen habe die Schulverwaltung geschlafen: Zwei Lehrer dauerkrank, drei weitere Planstellen unbesetzt – das Lehrerkollegium habe nur noch 75 Prozent seiner Sollstärke, moniert ein Sprecher der Elterninitiative.

Luxusprobleme, mag da mancher Schulleiter in den innerstädtischen Problemkiezen mit ihrem hohen Anteil muslimischer Einwanderer türkisch-arabischer Herkunft denken. In Kreuzberg oder Neukölln, wo an manchen Schulen der Prozentsatz der restdeutschen Schüler im einstelligen Bereich liegt, scheitert geregelter Schulunterricht an anderen Problemen als Krankheitsvakanzen und unbesetzten Planstellen: an multikulturellen Sprach- und Verständigungsproblemen etwa, an totaler Verweigerungshaltung, Gewalttätigkeit und dem dominanten Auftreten jugendlicher Straßengangs. Statt mit dem drängenden Engagement der um die Bildungschancen ihrer Kinder besorgten Eltern im wohlbehüteten Charlottenburg-Wilmersdorf schlagen sich innerstädtische Lehrerkollegien mit Desinteresse, Integrationsverweigerung oder Aggressivität der in ihren Parallelgesellschaften verschanzten Migranten-Eltern herum.

Verwegene Lösungsvorschläge wie den Bustransport der Kinder quer durch die Hauptstadt, um die Ausländerquoten der einzelnen Schulen einander anzunähern, wurden schnell ad acta gelegt. Selbst der Regierende Bürgermeister Wowereit bekundete unlängst, lebte er in Kreuzberg, würde er seine Kinder (so er welche hätte) dort nicht zur Schule schicken.

Kein Wunder also, daß die elterliche „Abstimmung mit den Füßen" gegen die Berliner Hauptschule in diesem Jahr einen neuen Rekord erreicht hat: Nur noch fünf Prozent der Eltern hätten diesmal ihre Kinder an einer Hauptschule angemeldet; im vergangenen Schuljahr waren es noch neun Prozent. Regelschüler haben die Berliner Hauptschulen kaum noch; statt dessen würden sie zum Sammelbecken von an anderen Schulformen Gescheiterten, von verhaltensauffälligen Jugendlichen und solchen, die wegen wiederholter Gewaltdelikte von einer Schule zur nächsten wandern müßten, klagen Berliner Hauptschulleiter.

Der rot-rote Senat setzt gegen die Misere vergeblich auf Rezepte von gestern. Die Wiederbelebung der Gesamtschule unter dem neuen Etikett „Gemeinschaftsschule" konnte die vergammelte bildungspolitische Ware nicht frischer machen. Der Versuch, die Krise der Hauptschule durch Zusammenlegung mit anderen Schulformen zu lösen, stößt bislang weder bei Realschulen und Gymnasien noch bei den Eltern auf Gegenliebe. Die Opposition aus CDU und FDP sowie der Philologenverband Berlin / Brandenburg halten den rot-roten Modellversuch für gescheitert.

Das Problem, nörgeln sozialdemokratische Bildungspolitiker, seien die Eltern, die sich einfach weigern, ihre Kinder auf eine Gesamtschule zu schicken. Auch die „Genossen Eltern" melden ihre Kinder lieber auf einem Gymnasium an. Bildungsgerechtigkeit, mahnen neueste Schulstudien, entsteht nicht durch Niveauabsenkung und Leistungsverzicht, sondern nur dadurch, daß Schüler gleichmäßig zu Leistung und Anstrengung angehalten würden.

Während linke Bildungsideologen sich mit dieser Erkenntnis nach wie vor schwertun, ziehen immer mehr Eltern daraus praktische Konsequenzen: Sie gründen Privatschulen, wo das nivellierte und ausgedünnte staatliche Bildungsangebot nicht mehr ihren Erwartungen entspricht. Lokalpolitiker in Sachsen und Brandenburg haben verstanden, sich das Engagement der privaten Schulgründer zunutze zu machen, um ihr Budget zu entlasten: Für mehr als zwei Drittel der Schulen, die in Mitteldeutschland aus Geld- oder Schülermangel geschlossen werden, entsteht eine private Einrichtung, häufig in kirchlicher Trägerschaft.

Das rot-rote Berlin scheint diesem Trend noch skeptisch gegenüberzustehen. Nur elf private Schulen wurden dieses Jahr in der Hauptstadt genehmigt, während mehr als dreimal so viele öffentliche geschlossen wurden. In Kreuzberg, berichtet der „Rheinische Merkur", wurde eine Elterninitiative, die eine evangelische Grundschule aufmachen wollte, von der grünen Bildungsstadträtin abgeschmettert: Die „bildungsbewußten" Eltern dürften sich nicht einfach aus den staatlichen Schulen rausziehen.

Die so Zurechtgewiesenen denken freilich nicht daran, ihre Kinder für die Fehler der Politik bezahlen zu lassen; lieber folgen sie dem indirekten Rat ihres Bürgermeisters und verlassen die kriselnden Stadtquartiere. Die Schulverwaltung wäre also gut beraten, dem völligen Absturz der Problemviertel durch Zulassung von Privatschulen einen Riegel vorzuschieben. Doch selbst wenn das gelänge: Die Zeiten, da das staatliche Schulwesen Bildung auf hohem Niveau für alle garantieren konnte, scheinen sich dem Ende zuzuneigen.

Eine Frage der Ehre

Ein Nationalspieler, gefangen zwischen Anspruch und den Zwängen der Realität

Von Florian Möbius

Ein Spieler bittet seinen Trainer, für das kommende Auswärtsspiel nicht aufgestellt zu werden. Führt er dann noch persönliche Gründe an, ist an dieser Situation nichts Ungewöhnliches. Tut dieses aber ein Spieler, seines Zeichens gebürtiger Iraner, der deutschen Nationalmannschaft vor einem Länderspiel gegen Israel, bekommt das ganze – wie sagt der Schwabe: ein besonderes Geschmäckle.

Was war geschehen? Die deutsche Nationalmannschaft U 21 bestritt am 12. Oktober, im Rahmen der Qualifikation zur Europameisterschaft 2009, ein Qualifikationsspiel gegen Israel in Tel Aviv. Vier Tage vor dem anstehenden Spiel bat Ashkan Dejagah den Trainer des Deutschen Fußball-Bundes (DFB) Dieter Eilts aus persönlicher Rücksichtnahme auf Familienangehörige im Iran, nicht für das EM-Qualifikationsspiel der U 21 am Freitag in Israel berücksichtigt zu werden.

Ein Wunsch, der von dem U 21-Spieler nicht näher begründet wurde. Durch sein unglückliches Verhalten setzt sich Dejagah, der mit 16 Jahren zu seinem iranischen auch den deutschen Paß bekam, dem Verdacht aus, aus politischen Motiven dieses Spiel abgesagt zu haben. Hat doch der iranische Präsident Mahmud Ahmadinedschad allen iranischen Sportlern verboten, gegen Athleten aus Israel oder in Israel anzutreten. Diese Tatsache läßt durchaus Platz für Spekulationen und die Frage: Welchem Land fühlt Ashkan Dejagah sich verbunden?

Was folgte, war eine typische mediale Welle der politischen Empörung, die sich durch das Land wälzte. Mit markigen Worten meldeten sich da Bundespolitiker zu Wort. So zum Beispiel der Vorsitzende des Sportausschusses im Deutschen Bundestag, Peter Dankert (SPD): „Wenn man in der Nationalmannschaft spielen will, muß man sich an Spielregeln halten und kann nicht einfach sein eigenes inakzeptables Süppchen kochen“. Ronald Pofalla, CDU-Generalsekretär, sieht den Fall ähnlich gelagert: „Die deutschen Nationalmannschaften, egal in welcher Sportart, sind immer auch Repräsentanten unseres Landes. Wer Deutschland im Nationaldreß vertritt, ob gebürtiger Deutscher oder Zugewanderter, muß sich zu unserer durch Geschichte und Kultur geprägten Gemeinschaft bekennen. Wer dies aus persönlichen oder politischen Gründen nicht will, muß das Trikot der Nationalmannschaft abgeben.“ Dieser Aussage schloß sich Bundesinnenminister Schäuble an: „Es muß ja keiner in der Nationalmannschaft spielen“.

Daß die Sorgen des jungen Nationalspielers um seine noch im Iran lebenden Verwandten nicht ganz unbegründet sind, bestätigt Johannes Reissner, Iran-Experte der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin: „Das iranische System ist unberechenbar. Es arbeitet mit Verunsicherung. Das übt viel mehr Druck aus als jede Regel.“

Etwas, was gerade deutsche Politikern noch aus jüngster Vergangenheit wissen sollten. Wie viele Bewohner der DDR haben den Staat, in dem sie lebten, nicht verlassen, aus Angst vor Repressalien des Systems gegen ihre Angehörigen?!

Natürlich muß Dejagah ein bißchen mehr machen, als sich hinzustellen und zu sagen: „Ich spiele aus persönlichen Gründen nicht.“ Die Menschen dieser Nation dürfen von einem Nationalspieler schon erwarten, daß sich dieser erklärt. Schließlich gehört er zu den Besten des Landes in seiner Sportart und repräsentiert dieses Land.

So sieht es auch Theo Zwanziger, Präsident des DFB. Dieser wird nach seiner Rückkehr aus Israel das Gespräch mit U 21-Nationalspieler Ashkan Dejagah suchen. „Seine geistige Haltung wird entscheidend für seine Zukunft beim DFB sein. Identifiziert er sich wirklich mit dem, was im Iran stattfindet? Wir wissen, was wir von einem deutschen Nationalspieler zu erwarten haben. Jegliche Form von Diskriminierung und Antisemitismus hat keinen Platz im deutschen Fußball. Ich will, auch wenn sich im Moment jeder zu Wort meldet, mir erstmal ein Bild von der Argumentation des Spielers machen. Man muß Dejagah die Chance geben, seine Entscheidung noch einmal zu überdenken“, sagte Zwanziger. An diesem Gespräch sollen auch DFB-Sportdirektor Matthias Sammer, der stellvertretende DFB-Generalsekretär Wolfgang Niersbach, U 21-Trainer Dieter Eilts und Nationalmannschaftsmanager Oliver Bierhoff teilnehmen.

Als unrühmlich kann man das Verhalten all derjenigen bezeichnen, die, ohne Kenntnis der genauen Umstände, von einem jungen Sportler fordern, Angehörige zu gefährden.

Sollte sich aber herausstellen, daß Ashkan Dejagah sich die iranische Politik zu eigen macht oder aber sich nur die Möglichkeit offenhalten will, in Zukunft für den Iran zu kicken, dann kann – nein dann muß – die Endscheidung lauten: Raus aus der Nationalmannschaft!



Nationalspieler Deutschlands? Ashkan Dejagah (hinten) 2005 in Aktion Foto: pa

Zeitzeugen



Paul Breitner – Der 1951 in Kolbermoor geborene Fußballweltmeister von 1974 forderte vor der Weltmeisterschaft von 1978, bei der Übergabe des Weltmeisterschaftspokals „Argentiniens Generalen den Handschlag“ zu verweigern.

Lukas Podolski – Der Stürmer wurde 1985 in der Volksrepublik Polen geboren. Der gebürtige Gleiwitzer kam 1987 mit seiner Familie als Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland. Den Zivildienst leistete der Spitzensportler 2005 im Olympia-Stützpunkt Köln-Bonn-Leverkusen ab, wo seine Wochenarbeitszeit 15 Stunden betrug. 2006 engagierte er sich als Botschafter für die Fußballweltmeisterschaft der Menschen mit Behinderung. Zur Zeit verdient der Kicker sein Geld beim FC Bayern München.



Kevin Kuranyi – Der Angriffsspieler des FC Schalke 04 kam 1982 in Rio de Janeiro zur Welt. Er ist in Panama aufgewachsen und besitzt deshalb neben der deutschen auch die brasilianische und die panamaische Staatsangehörigkeit. Seine Familie stammt väterlicherseits aus Ungarn, wie auch sein Name ein ungarischer ist. So wurde sein Großvater väterlicherseits in Budapest geboren. Sein Vater wuchs in der Bundesrepublik Deutschland auf und wanderte dann ins Land des Zuckerhutes aus. Durch einen Transfer von Las Promesas Panama zum VfB Stuttgart kam er nach Deutschland.

Uwe Seeler – Seit Fritz Walters Tod ist der 1936 in Hamburg geborene ehemalige Mittelstürmer der älteste Ehrenspielführer der deutschen Fußballnationalmannschaft. Wie der Weltmeisterkapitän von 1954 blieb auch der Vizeweltmeisterkapitän von 1966 seinem Verein, dem HSV, sein Leben lang treu.



Jürgen Sparwasser – Der 1948 in Halberstadt geborene Mittelfeldspieler schoß während der Fußballweltmeisterschaft 1974 in der Bundesrepublik Deutschland das Siegtor zum 1:0 gegen den Gastgeber und späteren Weltmeister. Es blieb das einzige Spiel zwischen den beiden deutschen Nationalmannschaften. Der Spieler des 1. FC Magdeburg bestritt 53 Länderspiele für die DDR. 1988 kehrte der Sportler von einer Reise in die Bundesrepublik nicht zurück.

Der Primat des Sports ist Geschichte

Gerne wird die dem Sport unterstellte völkerverbindende Wirkung gelobt und gepriesen. Verwiesen wird dann gerne darauf, daß in der Antike sogar Kriege für die olympischen Spiele unterbrochen wurden.

Heutzutage ist es eher umgekehrt. Weniger richtet sich die Politik nach dem Sport als vielmehr der Sport nach der Politik. Statt daß Auseinandersetzungen unterbrochen würden, fallen olympische Spiele eher aus oder werden als politisches Signal boykottiert. Die Sommerspiele 1956 in Melbourne wurden durch Ägypten, den Irak, Kambodscha, den Libanon, die Niederlande, die Schweiz und Spanien boykottiert, jene von 1980 in Moskau durch die USA und 64 ihrer Verbündeten, jene von 1984 in Los Angeles durch die Sowjetunion und 16 ihrer Verbündeten, jene von 1988 in Seoul durch Nordkorea sowie Äthiopien, Kuba und Nicaragua.

Neben einzelnen Spielen werden auch Staaten boykottiert

Neben diesen Nadelstichen, in denen einzelne Großveranstaltungen – in der Regel aus Protest gegen den Gastgeber – boykottiert werden, gibt es auch noch den totalen sportlichen Boykott gegen einzelne Staaten. Zu nennen ist hier Südafrika. In diesem Falle nahm das Internationale Olympische Kommitte (IOC) eine inkonsequente, um nicht zu sagen unaufrichtige Haltung ein. Während das IOC Boykotte gemeinhin als unsportlich brandmarkt, beteiligte es sich im Falle Südafrikas selber an dem Boykott. 1968, 1972 und 1976 hatte jeweils eine größere Anzahl afrikanischer Staaten mit einem Boykott gedroht, falls das IOC sich weigern sollte, Südafrika, Rhodesien und Neuseeland von den Spielen auszuschließen. In den beiden ersten Fällen gab das IOC nach.

Israel ist einem sportlichen Boykott durch den Iran ausgesetzt. Um Wettkämpfe in Israel und mit Bürgern dieses Staates boykottieren zu können, ohne für diesen Boykott Sanktionen in Kauf nehmen zu müssen, vermeiden Irans Sportler derartige Wettkämpfe, indem sie sich unter Hinweis auf Verletzungen oder andere vorgeschobene Gründe diesen entziehen. Bei den Sommerspielen 2004 in Athen legte der iranische Judoka A. Miresmaeili absichtlich zuviel Gewicht zu, um dem Kampf mit dem Israeli Ehud Vaks aus dem Wege zu gehen. *M. R.*

Sie vollbrachte das »Wunder von Bern«

Die deutsche Nationalmannschaft errang 1954 bei der Fußball-WM mehr als einen sportlichen Erfolg

Von Manuel Ruoff

Der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft von 1954 war für die Deutschen und auch für deren Fußballnationalmannschaft mehr als ein sportlicher Erfolg. Der Paria der durch die Sieger des Zweiten Weltkrieges bestimmten Nachkriegsordnung, der auch auf sportlichem Gebiete von der internationalen Staatengemeinschaft und ihren Organisationen boykottiert und geschnitten wurde, hatte einen Sieg davon getragen. „Wir sind wieder wer“, lauten die berühmten Worte, mit denen diese Genugtuung gemeinhin verbalisiert wird.

Zu verdanken hatte Deutschland dieses aufbauende Gemeinschaftserlebnis elf von Sepp Herberger trainierten Mannen. An der Spitze der Elf stand Kapitän Fritz Walter, der denn auch als erster zum Ehrenspielführer der deutschen Nationalmannschaft ernannt wurde. Walter galt als verlängerter Arm seines Coaches in der Mannschaft und prägte als begnadeter Techniker das Spiel maßgeblich. Wie seinem Bundestrainer verhielt sich Walter auch seinem Verein, dem 1. FC Kaiserslautern gegenüber, absolut loyal. Trotz zahlreicher lukrativer Angebote spielte der bodenständige Sportler bis zum Ende seiner sportlichen Karriere für die „roten Teufel“ im Stadion am Betzenberg. Seine Verbundenheit gegenüber dem „Chef“, wie er Herberger respektvoll nannte, ging soweit, daß er sich auch nach seiner aktiven Laufbahn als Repräsentant in den Dienst der Sepp-Herberger-Stiftung stellte, die sich der Resozialisierung jugendlicher Straftäter verschrieben hatte. Abhalten konnte ihn von seinem unermüdlichen Einsatz nur sein gesundheitlicher Zustand, der auch ihm Grenzen setzte. 2002 starb Fritz Walter. Seine letzte Ruhestätte hat er in seinem Geburtsort, seiner Hauptwirkungsstätte, in Kaiserslautern gefunden.

Der Nürnberger Torjäger Max Morlock brachte im Finalspiel die Wende durch seinen unnachahmlichen Anschlußtreffer. Ähnlich wie der Kaiserslauterner seinem 1. FCK sollte auch der Nürnberger seinem 1. FC Nürnberg treu bleiben. Lukrativen Angeboten aus Italien und Spanien erteilte er stets eine Absage mit der Begründung, „ein Franke läßt sich nicht so einfach verpflanzen“.

Den Ausgleich und schließlich den Siegtreffer erzielte die Stimmungskanone Helmut Rahn. Der Junge aus dem Ruhrpott blieb zunächst seiner Heimat treu. 1959 verließ er jedoch das Revier und später auch das Land. Zu seiner Zeit war das Spielen im Ausland noch die absolute Ausnahme. Schließlich zog es ihn aber doch wieder in seine Geburtsstadt Essen zurück, wo er 2003 verstarb.

Die drei Treffer hätten Deutschland nichts gebracht ohne Toni Turek im Tor, der die Zahl der Gegentreffer begrenzte. Der „Teufelskerl“ aus Duisburg gehörte zu den absoluten Säulen der Mannschaft um Fritz Walter. Er war mehr als ein Torwart, er war, wie wir dank Herbert Zimmermann wissen, ein „Fußballgott“. Nichtsdestotrotz hob er nicht ab, sondern ergriff nach seiner Fußballerkarriere in Düsseldorf einen bürgerlichen Beruf, dem er bis zur Pensionierung nachging.

Das „Wunder von Bern“ war jedoch eine Mannschaftsleistung, und so sollen auch die anderen Sieben nicht unerwähnt bleiben: Jupp Posipal, Werner Kohlmeyer und Horst Eckel gehörten ebenso dazu wie Werner Liebrich, Karl Mai, Ottmar Walter und Hans Schäfer.

Das System krankt

Alarmsignale: Gehen den Deutschen die Ärzte aus?

Von Mariano Albrecht

In den kommenden fünf Jahren sollen in Deutschland bis zu 41000 Ärzte in den Ruhestand gehen. Der Nachwuchs geht ins Ausland oder macht in lukrativen Bereichen der Industrie Karriere, so der Aufschrei aus den Kassenärztlichen Vereinigungen (KVB) und der Bundesärztekammer. Ländliche Gebiete sind unterversorgt, Patienten müßten bis zu 70 Kilometer weit fahren, um zu einem Facharzt zu gelangen, und Hausarztpraxen stehen leer. Wie prekär ist die Lage wirklich?

Im knapp 1700 Quadratkilometer großen brandenburgischen Spree-Neiße-Kreis leben 135600 Einwohner. Mit 70 niedergelassenen Hausärzten gilt die Region als leicht unterversorgt.

Nach Auskunft des Sprechers der Kassenärztlichen Vereinigung Brandenburg (KVBB), Ralf Herre, liegt das aber noch im Rahmen. 1937 Patienten pro Arzt ist nicht optimal, problematisch wird es bei den Fachärzten.

In einigen Regionen kämen auf einen Spezialisten bis zu 80000 Patienten. Doch die Rechengrundlage ist fragwürdig.

Während der Spree-Neiße Kreis in Brandenburg zu zirka 29 Prozent mit Hausärzten unterversorgt ist, mutet die Lage zum Beispiel bei den Augenärzten fast himmlisch gut an, laut Statistik hat der Kreis einen Versorgungsgrad von 133 Prozent. Soweit zur Theorie. In der Praxis bedeutet das, daß die Region sieben Augenärzte hat. Schuld an dem statistischen Mißverhältnis sind veraltete Verteilerschlüssel und Bedarfszahlen.

Viele Mediziner würden gern schon vor Erreichen des Rentenalters ihre Praxis schließen. Grund: Die zunehmende Bürokratie seit der rot-grünen Gesundheitsreform und der Einführung der Praxisgebühr erfordert zusätzliche Arbeiten nach der Sprechstunde ohne Mehreinnahmen. Ergibt sich die Chance einer Praxisübergabe an einen Kollegen, wird sie wahrgenommen, wer weiß, ob sich in fünf Jahren noch ein Praxisnachfolger findet. Aber leider findet sich die Chance immer seltener, da der Nachwuchs fehlt. Und so liegt das Durchschnittsalter Brandenburger Ärzte bei 61 Jahren.

Junge Ärzte müssen, um eine kassenärztliche Zulassung zu bekommen, nach dem Studium eine fünfjährige Facharztausbildung absolvieren. Wer jedoch in fester Anstellung tätig ist, scheut das Risiko einer Selbständigkeit. Investitionen von 100000 bis 200000 Euro für eine Praxisausstattung sind nicht ungewöhnlich. Wer sich dennoch selbständig macht, sucht lukrative Gegenden in den Städten.

Mediziner müssen Geld verdienen, und dazu ist auch ein möglichst hoher Anteil an zahlungskräftigen Privatpatienten hilfreich. Die Abrechnungen durch die gesetzlichen Krankenkassen und die kassenärztlichen Vereinigungen erfolgen quartalsweise, Privatpatienten zahlen in der Regel innerhalb eines Monats.

Ralf Herre schätzt den Privatanteil an Patienten in einer Stadt wie Hamburg auf etwa 20 Prozent, in Brandenburg sind es nur drei bis fünf Prozent. Trotz großzügiger Förderprogramme für ländliche Gegenden – fertig eingerichtete Praxen werden zum Teil von den Gemeinden zur Verfügung gestellt – bleiben diese leer.

Trotz teilweise katastrophaler Arbeitsbedingungen in Kliniken zieht es der medizinische Nachwuchs vor, die Tretmühle Krankenhaus mit Wochenarbeitszeiten zwischen 50 und 70 Stunden als Sprungbrett für bessere Jobs zu nutzen. Eine Analyse zur beruflichen Situation der angestellten und verbeamteten Ärzte in Deutschland bringt erschreckendes hervor:

Für 53 Prozent ist der Traum vom Arztberuf zum Trauma geworden. Jeder zweite Mediziner zieht es in Erwägung, seine Arbeit im Krankenhaus aufzugeben. Bei Fachärzten sind es sogar 59 Prozent. Ein Drittel würde den Arztberuf nicht zum zweiten Mal ergreifen. Grund: Arbeitsverdichtung, ausufernde Bürokratie und schlechte Bezahlung, besonders bei Fachärzten.

Dennoch: Der Vorsitzende der Ärztegewerkschaft Marburger Bund, Frank Ulrich Montgomery, stellt fest, daß mit 11000 Studienanfängern und 9000 Absolventen jährlich genug Nachwuchs vorhanden wäre. „Wir müssen verhindern, daß jährlich – wie im Moment – 2500 junge Ärzte ins Ausland gehen. Wenn uns das gelingt, haben wir auch keine Probleme mehr bei der Arztversorgung." Ein Sprecher des Gesundheitsministeriums relativiert: „Es kommen mehr ausländische Ärzte nach Deutschland, als deutsche Ärzte ins Ausland abwandern."

Das Bundesgesundheitsministerium von Ministerin Ulla Schmidt (SPD) hat für 2008 eine Gesetzesinitiative angekündigt, mit der die ärztlichen Arbeitsbedingungen durch die Übertragung von ärztlichen Kompetenzen auf Pflegekräfte verbessert werden sollen. Welche ärztlichen Aufgaben vom Pflegepersonal übernommen werden könnten, bleibt bisher unbeantwortet. Eine Diskussion über die Umverteilung von Kapazitäten in Großstädten und die Steigerung der Attraktivität des Medizinerberufes wäre wohl angebracht.





Beim „Onkel Doktor": Vor allem in ländlichen Regionen droht wegen Überalterung der Ärzte Praxissterben. Foto: colourbox

MELDUNGEN

Existenzgründer: Mehr als Döner

Nürnberg – Im Jahr 2006 haben 43700 Polen in Deutschland eine Firma gegründet oder sich selbstständig gemacht. Fast acht Prozent aller Neugründungen hierzulande entfallen damit auf Personen aus dem Nachbarland – obwohl Bürger mit polnischem Paß in Deutschland nur 0,4 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Besonders das Handwerk zieht polnische Firmengründer an. Der Zentralverband des Deutschen Handwerks zählt derzeit insgesamt 25500 Betriebe, deren Inhaber aus den neuen EU-Ländern stammen. Die polnische Gründerwelle dürfte paradoxerweise gerade durch die Abschottung des deutschen Arbeitsmarktes ausgelöst worden sein. Weil Polen bislang nicht direkt bei deutschen Unternehmen anheuern dürfen, wählen vermutlich viele den Schritt in die Selbstständigkeit. Der Gründungsboom der Polen verweist die Türken auf Platz zwei, die 2006 nur 17400 Dönerimbisse, Reisebüros und Lebensmittelmärkte eröffnet haben. Allerdings enthält die Zahl der türkischen Unternehmensgründer nicht die Zuwanderer aus Anatolien, die mittlerweile einen deutschen Paß besitzen. *IW*

28 Milliarden Euro Einsatz

Karlsruhe – Bis zum Jahresende muß der Gesetzgeber neue Regeln für Glücksspiele und Wetten finden. Es geht um einen Markt von fast 28 Milliarden Euro und um die Frage, ob der Staat das Monopol auf Glücksspiele hat – oder ob auch private Anbieter mitmischen dürfen. 2006 hat das Bundesverfassungsgericht eine Grundsatzentscheidung getroffen: Entweder die staatlichen Glücksspielanbieter geben ihre aggressiven Expansionspläne auf – oder ihr Wettmonopol fällt und sie müssen den Markt für private Anbieter öffnen. Nun ist der Gesetzgeber am Zug, die Vorgaben der Verfassungsrichter bis zum Jahresende zu erfüllen. *IW*

Ost-Deutsch (37):

Gott

Von Wolf Oschlies

Gott mit uns", höhnte (deutsch) die Prager Wochenzeitung „Respekt" Anfang 2003, als der populäre Sänger Karel Gott angebliche Ambitionen hegte, Vaclav Havels Nachfolger im Präsidentenamt zu werden. „Gott mit uns", meinte 2005 (auch deutsch) die bissige polnische Zeitung „Nie" (Nein) vom polnischen Armeekontingent im Irak, nachdem sich die dortige Lage laufend verschlimmerte. Und „gott mit unz" fällt russischen Blättern ein (dito deutsch, aber kyrillisch geschrieben), wenn sie von deutschen Soldaten berichten. Bei Südslawen ist der Seufzer „majn got" ein unverzichtbares Attribut zur Charakterisierung von Deutschen, und Rumänen haben den deutschen Ausdruck „von Gott gesandt" in wörtlicher Übersetzung als „trimis de Dumnezeu" übernommen. Jovan Jovanovic Zmaj, der große serbische Lyriker, spöttelte schon vor 150 Jahren in seinem Gedicht „Bildung" (wörtlich so) über die Sprachkonventionen „im serbischen Novi Sad", wo „getlih" (göttlich) eine Umschreibung von höchstem Wohlgefallen war.

Das althochdeutsche Substantiv „got" war bereits im 13. Jahrhundert fester Bestandteil der deutschen Urkundensprache: „Wie Albrecht von gotis gnaden landgreue zu Duringen tun kunt", so 1289 ein Vertrag des Thüringischen Landgrafen Albrecht, dem zahllose Dokumente mit identischem Anfang folgten. Wie die DDR-Akademie der Wissenschaften bereits 1961 in einem wunderbaren Buch dokumentierte, tauchte dieser deutsche Gott gelegentlich auch in slawischen Texten auf, was bis zur Gegenwart anhält – etwa wenn russische Popfans überlegen, ob ihre Lieblingssängerin „gott ili ne gott" sei, Gott oder nicht Gott.

Seit wenigen Jahren lebt Gott bei Russen vor allem im „Grüß Gott". Der Diphthong wird natürlich russifiziert: „Grjus Gott, Mjunchen" betitelte vor einigen Wochen die Zeitschrift „Vzor" (Blick) ein schönes Feuilleton über München. Wenn russische Sportzeitungen Titel wie „Grjus Gott, Spartak" wählen, ist klar, daß Spartak Moskau gegen einen Münchner Klub antritt. Deutsche Touristik- und Immobilienfirmen werben in Rußland viel mit „Grjus Gott", aber Russen wissen, daß man Norddeutsche besser mit „guten tag", „auf widerseen" oder „tschuus" begrüßen beziehungsweises verabschieden sollte.

Die Stadt K.

Berlin zeigt Fotografien aus Königsberg / Kaliningrad (1993–2007)

Von Peter Westphal

Die in jüngster Zeit mit teils hochklassigen Fotoausstellungen bedachte Hauptstadt wird dieser Tage um eine kleine Exposition bereichert, die vielleicht weniger durch handwerkliche Klasse als vielmehr durch ihre Motivwahl besticht. Der Berliner Künstler Andreas Bromba zeigt derzeit in Berlin-Mitte 40 Fotos aus Königsberg (bis 4. November). Seit fast 15 Jahren beschäftigt er sich mit der Region, in die er gleich nach der Öffnung des Sperrgebiets „Kaliningrader Oblast" gereist war. Dort hat er mit der Zeit nicht nur viele Freunde gewonnen, sondern mit seinen – sowohl farbigen wie schwarzweißen – Aufnahmen verschiedene „Gesichter" der „Stadt K." eingefangen. Alle Bilder eint, unvollständiges Mosaik der „nur eine(n) Seele" Königsbergs zu sein. Ausdruck dessen ist nicht zuletzt der Name selbst. Nachdem sich 2005 / 2006 ausgerechnet zwei Jahrestage überlagert hatten – das Jubiläum 750 Jahre Hanse- und Residenzstadt Königsberg und der 60. Jahrestag des 4. Juli 1946, an dem der sowjetische Diktator Stalin die Stadt nach seinem Parteigenossen Michail Kalinin benannt hatte – nähert sich heute die jüngere Generation der Geschichte ihrer Stadt durch die Wortschöpfung „Kenig City" oder kurz „Kenig".

Kennzeichnend für diesen, gleichsam identitären Prozeß ist die Spurensuche der Menschen in „K.". Obwohl zumeist russischer Herkunft, vermögen doch die wenigsten von ihnen ein Nationalgefühl zu empfinden. Indem sie oftmals durch archäologische Arbeiten vor ihrem Haus auf die vorgängige Zeit stoßen, „werden sie zu Königsbergern", so Bromba über seine Erfahrungen. Ungleich größer sind da die Erlebnisse des ersten deutschen Generalkonsuls im heutigen Kaliningrad, Dr. Cornelius Sommer, der sich am Eröffnungsabend besonders von der Schwarzweiß-Serie beeindruckt zeigte. Diese sagt in ihrem bleiernen Grau mehr über die Düsternis einer Zeit, als es Worte wohl könnten. Symbolkräftig etwa ist das Bild „Lenin hinter Gittern", wo hinter Fahnenmasten die drohend dunkle Silhouette des Sowjetgründers aufscheint. Zeugnis von der bizarren Existenz zwischen den Zeiten sind auch die fußballspielenden Jungs aus dem Jahr 2002: „Eine Kindheit zwischen Brandenburger Tor und Plattenbau". Von uneinholbarer Trostlosigkeit ist dagegen der endgültig wirkende Bruch auf dem Bild von der „Berliner Brücke", die von der Wehrmacht auf dem Rückzug an mehreren Stellen gesprengt worden war. Skurril wirkt derweil die Aufnahme „Neues Wohnen mit Kuh". Letztere grast auf einem winzigen Grasfleck, hinter sich die monströse Ödnis eines Plattenbaus und eine Art Trafohäuschen mit Grafitti-Zeichen: das Wort „Nirvana" ebenso wie ein kantiges „97", das einem Hakenkreuz ähnelt.

Vom Begründer des transzendentalen Idealismus, Immanuel Kant, der Zeit seines Lebens Königsberg nie verlassen hatte, kündet vor allem das Grabmal am Dom. Und auch von Friedrich Schiller, der besonders von der Sittenlehre Kants beeinflußt war, zeugt heute noch eine Statue aus deutscher Zeit.

Auch wenn dem Lebensweg Kants in den Bildern kaum weiter nachgespürt wird, evozieren die Impressionen Brombas doch seine berühmten vier Fragen – „Was kann ich wissen?", „Was soll ich tun?", „Was darf ich hoffen?" und „Was ist der Mensch?" –, die vielleicht nirgends so direkt zutreffen wie hier. Sinnbildlich wird dies immer wieder an jenen Stellen, wo Ideologie in das Stadtbild eingreift. Beispielhaft hierfür ist das Bild von der Christi-Erlöser-Kirche, einer Kopie des Moskauer „Originals", das von Stalin einst gesprengt und unter Putin wieder aufgebaut wurde. Auf dem Hansaplatz von Königsberg, der zu Sowjetzeiten in „Siegesplatz" umbenannt wurde, hatte einst Lenin gethront, der heute, entsorgt am Südbahnhof, Kalinin gegenübersteht. Die völlig deplazierte Erlöser-Kirche ist indes nicht so unmotiviert, wie es scheinen mag. Obwohl diese Kopie des Moskauer Baus kleiner ist als das Vorbild, sind ihre Türme doch größer als der Deutsche Dom. Das aber hilft ihr nicht, denn die Leute von „Kenig" nehmen den Bau nicht ernst, sagt Bromba. Das wichtigste und emotional Bewegendste sagt eine Freundin des Künstlers, die zur Vernissage aus Königsberg angereist ist. Sie habe in einem deutschen Haus gewohnt, sei in eine deutsche Schule gegangen – und als sie Deutschland besuchte, habe sie sich zum ersten Mal „zu Hause" gefühlt, sagt sie, und: „So fühlen alle Königsberger". Die Tränen, die manchem Besucher in die Augen treten, verklären die Bilder, deren Preise zwischen 400 und 700 Euro liegen, nur für einen Augenblick.

Galerie der Kunststiftung Poll, Gipsstraße 3, 10119 Berlin, bis 4. November 2007, Telefon (030) 284 96 20, kunst@poll-berlin.de

MELDUNGEN

Kroatien: Berufsarmee statt Wehrpflicht

Zagreb – Die kroatische Armee – Anfang Oktober als einziges Nichtmitglied der Nato an der Nato-Übung „Noble Midas“ in der Adria-Region beteiligt – wird ab 1. Januar 2008 keine Wehrpflichtigen mehr aufnehmen. Am 5. Oktober beschloß das kroatische Parlament, die Wehrpflicht abzuschaffen und in Fortführung des neuen Verteidigungsgesetzes vom August 2007 eine reine Berufsarmee aufzubauen. So verlangt es auch die tiefgehende Armeereform, die bis 2015 terminiert ist und dem Land die ersehnte Nato-Mitgliedschaft bringen soll. Kostengünstiger wird das Wehrwesen auf keinen Fall: Die Reform allein wird über zwei Milliarden Euro verschlingen und der Wehrhaushalt soll künftig zwei Prozent des Bruttosozialprodukts betragen (derzeit 1,71 Prozent). Dennoch ist die neue Maßnahme ökonomisch vertretbar: Kroatien hatte im exjugoslawischen Bürgerkrieg 1991 bis 1995 über 400000 Mann unter Waffen, deren Demobilisierung und Versorgung bis heute enorme Probleme schafft. Die ehemaligen „Verteidiger“ im „Heimatkrieg“, so die offizielle Terminologie, werden von einem eigenen Ministerium unter Vizepremierin Jadranka Kosor betreut, sorgen als nationalistischer Block aber stets für neue Unruhe und gelten als traumatisierte Problemfälle in der Gesellschaft. Die heutige Armee (Heer mit 16500 Mann, Luftwaffe 2300, Marine 2100) hat für sie zumeist keine Verwendung, da sie seit 2003 ständig Kapazitäten abbaut und den Wehrdienst auf sechs Monate verkürzte. Daß die „Verteidiger“ die jüngste Veränderung nicht gutheißen, gilt als sicher. *W. Oschlies*

Warten auf den Untergang

Erdbeben erschüttern täglich die Insel Sumatra – Große Katastrophe steht kurz bevor

Von JOACHIM FEYERABEND

Fast 70 Beben und Nachbeben, mit einer Stärke bis zu 8,2 auf der Richterskala erschütterten in den vergangenen Wochen die Insel Sumatra im Westen Indonesiens und die ihr im Indischen Ozean vorgelagerten kleinen Eilande der Mentawai-Kette, darunter auch die Insel Siberut mit ihrer einzigartigen Urbevölkerung, die bis heute nahezu unverändert in ihrer Steinzeitkultur verharrt. Eine drei Meter hohe Tsunami-Welle rauschte weiter südlich ins Land. Insgesamt gab es 23 Tote und 88 Verletzte. Die Schäden werden auf knapp 100 Millionen Euro geschätzt. In der Rechnung sind zwei Provinzen noch nicht berücksichtigt, die bislang keine Meldung abgegeben haben.

Sumatra sitzt auf einem gewaltigen Feuertopf, und Seismologen fürchten, daß der ganz große Knall erst noch kommt. Selbst das Seebeben, das mit seiner Stärke von 9,2 auf der Richterskala den verheerenden Tsunami von Weihnachten 2004 mit über 230000 Toten ausgelöst hat, werten die Forscher nur als den schrecklichen Vorboten einer noch viel gewaltigeren Katastrophe, die nach ihren Beobachtungen kurz bevorsteht.

Die schwer gebeutelten Einwohner des tropischen Paradieses sind schon jetzt wie paralysiert, zumal Mitte September schwere Beben bei Jambi auch im Inneren des Landes registriert wurden. Agam Payakumbuna, Chef des indonesischen Gesundheitsdienstes, spricht von schweren seelischen Störungen bei der Bevölkerung und überdurchschnittlich hohen Raten an Erkrankungen wie Durchfall oder gar Lungenentzündung sowie Haut- und Atemproblemen. Die Stadt Padang mit ihren 900000 Einwohnern will selbst die Muezzine auf den Moscheetürmen mit in das Warnsystem einbeziehen, trotzdem erwartet die Verwaltung der Hafenstadt, daß es mindestens 100000 Menschen nicht gelingen wird, dem prognostizierten Tsunami zu entkommen.

Die Erschütterungen der letzten Zeit hatten ihre Epizentren fast alle vor der Küste an der Bruchstelle zwischen pazifischer und eurasischer Platte, die im Abstand von etwa 200 Jahren (zuletzt 1833) seit Jahrmillionen aneinanderprallen und die Beben auslösen.

Der US-Geologe John Galetzka, der seit einem Jahrzehnt auf Siberut seinen Messungen nachgeht, ist sich sicher: „Es ist alles fertig für die Explosion, heute, in zwei Tagen, in wenigen Jahren, aber bald und unausweichlich. Der Knall ist sozusagen fast um die Ecke.“

Laut Galetzka haben sich die Beben ringförmig um die vorgelagerten Inseln ereignet. Dort also müsse die Druckblase liegen. Diese Zone ist etwa 300 Kilometer lang.

Sumatra gehört zum sogenannten Feuerring, der sich hufeisenförmig um den gesamten Pazifik spannt. Hier finden 90 Prozent aller Erdbeben auf dem Globus statt, darunter drei Viertel aller schweren Beben. Auf seinen 40000 Kilometern Länge zählt der Feuerring 452 Vulkane, von Neuseeland, Indonesien, den Philippinen, Japan über die Westküsten Nord- und Südamerikas bis nach Kap Hoorn. Mit die aktivsten und gefährlichsten dieser Feuerschlunde befinden sich in Indonesien, beispielsweise der hochaktive Merapi auf Java, der erst jetzt wieder gespuckt hat.

Im Gedächtnis der Welt blieb der infernalische Ausbruch des Krakatau der 1883 eine ganze Insel in die Luft sprengte. In vorgeschichtlicher Zeit öffnete sich die Erde im Bereich des heutigen Tobsees. Die Eruption löste vor 75000 Jahren einen weltweiten vulkanischen Winter aus. Der Ausbruch des ebenfalls indonesischen Tambora von 1815 verdunkelte weltweit den Himmel derart, daß vielerorts die Ernten ausblieben und die Bevölkerung in ihrer Not sogar Katzen aß. 1816 ging in die Annalen ein als „das Jahr ohne Sommer“.

Hinzu kommt: Die großen Plattenbewegungen bei Sumatra könnten auch zu tektonischen Spannungen auf der anderen Seite des Feuerrings führen: Auch der Andreasgraben, der von Mexiko über Los Angeles bis San Francisco Kalifornien in zweit Teile spaltet, gehört zum Feuerring.

Zur Zeit jedenfalls lebt die Bevölkerung Sumatras in einem fast hysterischen Dauerzustand von Angst und flüchtet bei leisesten Anzeichen aus ihren Häusern. Ein indonesischer Politiker brachte es auf den Punkt: „Wir sind alle total traumatisiert!“



Retter im Dauereinsatz: Erdbeben gehören zum Alltag. Die Menschen leben in ständiger Angst. Foto: pa

Wie sich der Rechtsstaat selber zu Grabe trägt

Heftige Asyl-Kontroversen in Österreich

Von R. G. KERSCHHOFER

Das beherrschende Thema der letzten Wochen verdankt Österreich einer kosovo-albanischen „Flüchtlingsfamilie“ – irreführenderweise von Medien und Politikern so bezeichnet. Denn der Fall ist klar: Der Vater kommt zwei Jahre nach dem Kosovo-Krieg per Schlepper nach Österreich, und obwohl sein Asyl-Antrag abgelehnt wird, läßt er ebenfalls per Schlepper Frau und fünf Kinder nachkommen. Seither sind die Behörden mit Ablehnungen, Neuanträgen, Berufungen und Beschwerden befaßt.

Da die jüngste Beschwerde keine aufschiebende Wirkung hat und die Uno-Verwaltung im Kosovo der Rückführung zustimmt, wird am 26. September am Wohnort der Familie in Frankenburg, Oberösterreich, die Abschiebung eingeleitet. Doch die 15jährige Tochter ist „verschwunden“. Die Mutter erleidet einen Nervenzusammenbruch. So werden nur der Vater und vier Kinder ausgeflogen.

Am 30. September taucht ein Brief des Mädchens auf, in dem sie mit Selbstmord droht. Am 5. Oktober wird dem ORF eine Video-Botschaft „zugespielt“, in dem die Selbstmorddrohung bekräftigt wird. Wie bei Geiselnahmen ist das „Opfer“ vor neutralem Hintergrund zu sehen – und gebraucht Formulierungen, die ihr anscheinend Helfer in den Mund gelegt haben.

Die Verdummungs-Maschinerie ist bereits voll auf Touren – angeheizt von den meisten Medien, von allen gutmenschlichen Politikern bis hinauf zum Bundespräsidenten sowie von Caritas, Diakonie und einschlägigen „NGOs“. Eine besonders fragwürdige Rolle spielt der ORF, dem der linke (und daher in diesem Fall unverdächtige) „Standard“ gar vorwirft, „am Zustandekommen der Video-Botschaft maßgeblich beteiligt“ gewesen zu sein.

Beklagt wird „die lange Verfahrensdauer“, und die Vorgangsweise wird als „grauslich“ (Bundeskanzler Gusenbauer), „unmenschlich“ oder dergleichen bezeichnet. Man ignoriert, daß ein Sohn straffällig wurde und daß gegen den Vater und einen anderen Sohn Verfahren anhängig sind. Gefordert wird ein „humanitäres Bleiberecht“, ein „genereller Abschiebestopp“ und eine Amnestie für illegale Einwanderer, die „gut integriert“ seien. Es wird eine Unterschriftenaktion für die doch so gut integrierte Familie gestartet. Und die schwarz-grüne Landesregierung in Linz appelliert an Innenminister Platter (ÖVP).

Die Grünen sind in ihrem Element: Sie demonstrieren vor dem Innenministerium und bringen einen (vergeblichen) Mißtrauensantrag gegen Platter ein. Grünen-Chef Van der Bellen redet von „Unchristlichkeit“, „wirtschaftspolitischer Blödheit“ und „schämt sich, in einem Land mit solchen Gesetzen leben zu müssen“.

Die Regierungsparteien stecken im Dilemma. Denn die 2005 verschärften Fremdengesetze wurden von der damals oppositionellen SPÖ unter Gusenbauer mitbeschlossen. Und in der ÖVP sind – wenngleich aus unterschiedlichen Gründen – Wirtschaftskreise genauso wie Linkskatholiken als zuwanderungsfreundlich bekannt.

Die FPÖ verweist darauf, daß die Verfahren nur deshalb so lange dauern, weil „Hilfsorganisationen“ und spezialisierte „Opferanwälte“ mit immer neuen Tricks aufwarten und der Schlepper-Mafia in die Hände spielen. Oft wird nur versucht, über die Asyl-Schiene eine Aufenthaltsberechtigung zu erschwindeln. Ein Viertel aller Fälle, mit denen der Verwaltungsgerichtshof als Höchstinstanz befaßt wird, sind Asyl-Verfahren, und zunehmend wird der Verfassungsgerichtshof eingeschaltet. So sind von derzeit knapp 35000 Fällen fast 800 seit über sieben Jahren anhängig. Alles auf Kosten der Steuerzahler. Prostituierte werden als Asylbewerberinnen eingeschleust, und rund die Hälfte aller Asylbewerber wird straffällig.

Und was passiert im konkreten Fall? Der als „Flüchtlingsbetreuer“ bekannte Pfarrer von Ungenach bei Frankenburg wird von einem Albaner kontaktiert, der ihn bei Nacht auf einen Autobahn-Parkplatz nahe Wien lotst und ihm die Verschwundene übergibt. Die Polizei erstattet darauf hin bei der Staatsanwaltschaft Anzeige gegen Unbekannt wegen „Beihilfe zu unbefugtem Aufenthalt“.

Doch der oberösterreichische Landeshauptmann besucht das Mädchen. Es folgt eine Pressekonferenz im Pfarrhaus. Und schließlich trifft auch der Innenminister das Mädchen an „einem geheimen Ort“. Platter, der ursprünglich von „Erpressung“ gesprochen und dafür eine Rechtsbelehrung vom Justizministerium erhalten hatte, ordnet an, daß alle Abschiebungsfälle „mit Familienbezug“ gesondert zu behandeln seien. Die Justiz legt die Anzeige gegen Unbekannt zurück, und bis zum Spruch des Verfassungsgerichtshofs ruhen alle Amtshandlungen.

Bezogen auf die Einwohnerzahl hat Österreich europaweit die höchste Zahl an Asylbewerbern. Seit Verschärfung der Fremdengesetze 2005 ist die Zahl der anhängigen Asyl-Fälle zwar deutlich zurückgegangen. Doch das heißt nicht, daß auch die Zahl der Asylbewerber gesunken ist. Denn erstens hatten früher Asylbewerber oft Anträge gleich bei mehreren Außenstellen des Bundesasylamts gestellt. Und zweitens kann „ein Fall“ auch eine ganze Familie bedeuten. Bei den Herkunftsländern führt an Rußland (sprich: Tschetschenien) und Serbien (sprich: Kosovo).

Einer Untersuchung des amerikanischen Pew Research Center zufolge ist in 44 der untersuchten 46 Länder die Bevölkerung mehrheitlich für verschärfte Zuwanderungsbestimmungen. Ausnahmen sind nur Südkorea – und die palästinensischen Autonomiegebiete.

Fünf Jahre, doch die Behörde kann sich nicht durchsetzen

Mai 2001: Herr Zogaj kommt per Schlepper nach Österreich. Sein Asyl-Antrag wird im Mai 2002 abgelehnt.

September 2002: Zogajs Frau mit fünf Kindern kommt per Schlepper nach Österreich. Der Asylantrag der Familie wird abgelehnt.

November 2002: Zogaj stellt für sich einen zweiten Asylantrag, der im Februar 2003 abgelehnt wird. Ausweisungsbescheid.

Februar 2003: Die Familie stellt einen zweiten Asylantrag, der im Dezember 2003 abgelehnt wird.

Mai 2004: Die Ausweisung wird bestätigt, doch eine Beschwerde beim Verwaltungsgerichtshof hat aufschiebende Wirkung.

März / April 2005: Der Verwaltungsgerichtshof lehnt die Beschwerde ab. Die Familie wird zur Ausreise aufgefordert.

Mai 2005: Die Familie stellt einen Antrag auf Erstniederlassungsbewilligung „aus humanitären Gründen“. Der Antrag wird im September 2005 abgelehnt.

Mai 2007: Die Berufung gegen die Ablehnung wird zurückgewiesen.

Juli 2007: Die Familie legt Beschwerde beim Verfassungsgerichtshof ein. Die Kosovo-Verwaltung UNMIK stimmt der Rückführung der Familie zu.

26. September 2007: Familie Zogaj wird von der Polizei abgeholt, um abgeschoben zu werden. Doch eine Tochter (15) ist verschwunden.

Das Mädchen wurde inzwischen einem als „Flüchtlingsbetreuer“ tätigen Pfarrer übergeben. Die Beschwerde beim Verfassungsgerichtshof ist anhängig. Die Behörden unterlassen vorläufig weitere Aktionen ...

Brandherd Nordirak

Die türkische Armee steht kurz vor der Invasion in das Nachbarland

Von MARIANO ALBRECHT

Die Stimmung zwischen den USA und der Türkei ist auf dem Tiefpunkt. In dieser Woche stimmt das türkische Parlament darüber ab, ob die Streitkräfte im Kampf gegen die kurdische PKK in den Nordirak einmarschieren dürfen. Die Übergriffe der Kurden-Guerilla in den letzten Wochen hatten die Regierung von Ministerpräsident Recep Tayip Erdogan und Premierminister Abdullah Gül dem massiven Druck der Armeespitze um General Yasar Büyükanit ausgesetzt. Die plötzliche Entscheidung dürfte dem Parlament leicht gefallen sein. Das Verhältnis zum Nato-Verbündeten USA ist angeschlagen. Seit Tagen schnauben Militär und nationalistische Opposition vor Wut über die vom amerikanischen Kongreß verabschiedete Resolution, die den Mord an 1,5 Millionen Armeniern im Zweiten Weltkrieg auf türkischem Gebiet als Genozid einstuft. Ankara drohte mit der Schließung der Militärbasis Incirlik, die die US-Truppen im Irak versorgt.

In der Vergangenheit hatte die Türkei immer wieder die USA und die irakische Regierung aufgefordert, gegen die kurdischen Rebellen vorzugehen. Da jedoch die Kurdenprovinzen im Nordirak als verhältnismäßig ruhig gelten, hatten die USA auf eine Einmischung verzichtet und die Türken zur Ruhe ermahnt. In den letzten Wochen starben durch Überfälle der PKK auf türkischem Gebiet 30 Menschen, davon kamen 13 türkische Soldaten in der Provinz Sirnak ums Leben. Der Region droht ein Flächenbrand.

Bisher hatte sich das türkische Militär auf die Verfolgung von Rebellen bis hinter die Grenze beschränkt, was bereits Beunruhigung bei den Verbündeten auslöste. Mit einem direkten Einmarsch und der Besetzung von irakischem Territorium droht die Türkei, Teilnehmer am Irak-Krieg zu werden und die weitgehend von Kriegshandlungen verschonte Region in den Konflikt einzubeziehen. Doch Ankara stellt eigene Belange über internationale Interessen.

Offizielles Ziel der Militäraktionen sind die militärischen Stützpunkte der PKK, von denen aus rund 3500 Rebellen operieren. Bereits in der vergangen Woche hatte die türkischen Armee angefangen, Dörfer im Nachbarland zu beschießen. Die Tageszeitung „Hürriyet“ meldete, daß rund 200 Geschosse auf irakischem Gebiet eingeschlagen seien. An der Grenze zum Irak hat die türkische Armee mittlerweile 60000 Soldaten in Stellung gebracht. Doch geht es der Türkei nicht nur um versprengte Stützpunkte von Terroristen.

Bereits im Jahr 2003 wagte sich ein schwerbewaffnetes Spezialkommando in den Nordirak. Im Gepäck: Karten der Erdölstadt Kirkuk, C4-Sprengstoff und Scharfschützengewehre. US-Truppen erwischten die Einheit, es kam zum Eklat zwischen den USA und der Türkei. Es wird vermutet, daß man es auf wichtige Einrichtungen in Kirkuk und den Gouverneur abgesehen hatte. Die Autonome Region ist der Türkei ein Dorn im Auge. Sie fürchtet, daß ein Kurdenstaat oder eine weitgehende kurdische Autonomie im Nordirak auch den Selbstbestimmungsforderungen der Kurden in der Türkei wieder Auftrieb verleihen und die Einheit des türkischen Staates gefährden würde. Außerdem müßte die Türkei dann den alten Anspruch auf die Ölquellen von Kirkuk und Mosul für immer begraben.

Mit einer ständigen Operation auf irakischem Gebiet wären auch Angriffe auf wichtige Wirtschaftseinrichtungen der Kurden möglich. Ein neuer Krisenherd könnte entstehen, und das ist weder im Interesse der irakischen Regierung noch der USA.

Auch von Seiten der EU kommen Warnungen an die Türkei. EU-Chefdiplomat Javier Solana warnte in der vergangenen Woche: „Alles was die Sicherheitslage im Irak noch komplizierter macht, ist nicht willkommen.“

Mit dem wahrscheinlichen Einmarsch katapultiert sich die Türkei auch aus den Beitrittsverhandlungen zur EU.

Eine Kröte, die die islamisch-konservative Regierung in Ankara schlucken muß.

Die islamisch-konservative Regierung treibt Reformen und Verfassungsänderungen im Land voran, um bei den Beitrittsverhandlungen weiterzukommen. Dies findet bei den Oberkommandierenden der Streitkräfte nicht unbedingt Gefallen.

Büyükanit malt den Türken Schreckensbilder von Fremdbestimmung und einer gespaltenen Nation an die Wand. „Die türkischen Streitkräfte sind das Ziel systematischer und voreingenommener Angriffe aus dem Inland wie aus dem Ausland“, sagte Büyükanit in einer Rede vor Kadetten in Istanbul.

Die Verschärfung des Konflikts an der irakischen Grenze ist willkommen, die Eskalation mit den USA kommt gelegen beim Aufbau des „Feindbildes Westen“.

Indes ist die irakische Regierung um Schadensbegrenzung bemüht. In einem kürzlich geschlossenen Sicherheitsabkommen zwischen dem Irak und der Türkei wurden türkische Einsätze auf irakischem Gebiet trotz Drängens aus Ankara nicht genehmigt.

Mit ihrem Vorstoß setzt sich die Türkei einmal mehr über diplomatische Abkommen hinweg. Aus dem US-Außenministerium nehmen die Warnungen an die türkische Regierung derweil nicht ab. Mit Blick auf die eigenen Interessen ist ein konsequentes Einschreiten der Amerikaner aber eher unwahrscheinlich.



Diese Aufnahme vom 9. Oktober beweist: Die Türkei bringt Panzer an ihrer Grenze zum Irak in Stellung. Foto: AP

MELDUNGEN

Putin beruhigt den Iran

Teheran – Auf einer Konferenz der Anrainerstaaten des Kaspischen Meeres im Iran hat der russische Präsident sich gegen ein militärisches Vorgehen gegen den Konferenz-Gastgeber ausgesprochen. „Wir sollten nicht einmal daran denken, in dieser Region Gewalt anzuwenden“, sagte Putin und beruhigte somit auch noch die anderen drei Anrainerstaaten Aserbaidschan, Kasachstan und Turkmenistan. Eine Besichtigungstour der US-Armee entlang aserbaidschanischer Flugplätze hatte Spekulationen über ein nahendes militärisches Vorgehen gegen den Iran im Atomstreit genährt.

Regierungschefin Timoschenko

Kiew – Zwei Wochen nach der Parlamentswahl unterzeichneten die lange gespaltenen Parteien der „Orangenen Revolution“ von 2004 einen neuen Koalitionsvertrag. Die Regierung hat nun 228 der insgesamt 450 Abgeordnetenmandate erlangt – eine hauchdünne Mehrheit. Regierungschefin wird die bisherige Oppositionsführerin Julia Timoschenko, deren Partei mit 30,71 Prozent deutlich mehr Stimmen als die Partei des Präsidenten Juschtschenko „Unsere Ukraine“ (14,15 Prozent) erhalten hat.

Spektakuläre Parteienfusion

Rom – Italien hat eine neue Partei. Regierungschef Romano Prodi hat selbst dafür gesorgt, daß sich die beiden größten Regierungsparteien, seine Linksdemokraten und die aus den Christdemokraten hervorgegangenen Margherita, sowie einige kleinere Parteien, zur neuen „Demokratischen Partei“ zusammenschließen. Dem umstrittenen Ministerpräsidenten gelang es, mehr als drei Millionen Wähler dazu zu bringen, den Vorsitzenden der neuen Partei mitzuwählen. Ohne Parteimitglied werden zu müssen, konnten so die Italiener Zeichen setzen. Sieger wurde mit gut 75 Prozent der Stimmen der Bürgermeister Roms, Walter Veltroni. Prodi erhofft sich durch die Parteienfusion eine Stabilisierung seiner unbeliebten Regierung.

»Moment mal!«



Szenen aus der Provinz

Von Klaus Rainer Röhl



Weise Worte eines 80jährigen: Günter Grass liebt seine Geburtsstadt Danzig, doch die Kaczynskis sind ihm fremd. Foto: eastway

Man sollte nicht immer, wenn man nach Danzig oder Warschau will, das Flugzeug nehmen. Wenn es auch nur eine Stunde dauert und manchmal auch billig ist. Aber man sieht nichts und man versteht nichts. Wenn man, von Berlin kommend, mit dem Bus unterwegs ist, zusammen mit anderen Heimweh-Touristen auf dem Weg nach Ostpreußen, und die riesigen Konturen der Marienburg vor sich auftauchen sieht, diese heute noch imposante, backsteingewordene Machtdemonstration des Deutschen Ritterordens, dann ist man, bei glatter Grenzkontrolle und kleinen Pausen, acht Stunden unterwegs gewesen, und bis Königsberg sind es noch mal vier Stunden: In den zwölf Stunden Fahrt durch Deutschland, durch deutsche Dörfer, kleine Städte, mit ähnlich klingenden polnischen Namen benannt (Elblag statt Elbing, Szeszin statt Stettin), vorbei an von Deutschen gebauten Kirchen, Straßen, Alleen, Brücken, Schlössern, Burgen, Rathäusern, liebevoll restauriert, fühlt man sich wie in der Vergangenheit. Wenig neue oder großartige Bauwerke entstanden in 44 Jahren Sozialismus und in noch einmal 18 Jahren subventioniertem Kapitalismus. Die Straßenbilder erinnern an die ehemalige DDR (auch eine Kriegsbeute der Sowjets) nach der Wende, nach 44 Jahren wirtschaftlichem Leerlauf. Jetzt sieht die polnische Provinz aus wie Mecklenburg-Pommern kurz nach der Wende: Coca-Cola allüberall, Lidl, Aldi, Ikea, Spar, VW, Toyota, Mercedes, die Banken und die großen Hotelketten und viele kleine Pensionen. Besuchen Sie das schöne Polen mit seinen herrlichen alten Alleen und schönen Backsteinkirchen und Städten!

Wollten wir da wieder hin? Wollen wir das Land und seine zersiedelten Dörfer und vernachlässigten Felder wiederhaben? Die Stimmung im Bus war absolut eindeutig: Nein. Die von den Kaczynski-Brüdern und ihren rechtsradikalen Koalitionspartnern von der Bauernpartei und der rechtsradikalen „Liga der polnischen Familien“ immer wieder gegen die deutschen Vertriebenen aufgehetzten Bauern und Pächter mögen ruhig weiter das Land bewohnen, in dem sie nun schon seit drei Generationen leben. Das wissen sie auch. So dumm kann auf die Dauer kein polnischer Bauer sein, daß er sich gegen das heutige Deutschland in Stellung bringen läßt. Der Zug ist abgefahren. Die Polen gehören zu Europa. Sie sind bei aller nationalen Eigenständigkeit ein Teil der EU, eine Provinz, eine in vieler Hinsicht etwas zurückgebliebene Provinz allerdings. Viele von ihnen wollen, wegen der wirtschaftlichen Rückständigkeit und der schlechten Löhne, da raus, klar. Aber niemand von uns will da rein.

Kommenden Sonntag, am 21. Oktober, sind Wahlen in Polen. Die Partei Premierminister Jaroslaw Kaczynskis, die „Partei für Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), hat ihre Mehrheit verloren und muß vorfristig zur Neuwahl antreten. Noch einmal soll die antideutsche Stimmung das Provinzpublikum für die Kaczynski-Zwillinge gewinnen, wie einen letzten Joker zieht der Premier die deutsche Gefahr aus dem Ärmel und warnt immer wieder vor der „deutschen Übermacht“ in Europa. Die Millionen polnischen Landwirte und Hausbesitzer erschreckt die Regierung dadurch, daß sie 62 Jahre nach dem Krieg alle Eintragungen aus den alten deutschen Grundbüchern überprüfen und löschen läßt. Ein einmaliger, umständlicher und kostspieliger Vorgang, der natürlich bis ins kleinste Dorf zur Verunsicherung der Bevölkerung beiträgt und zu dem lange vergessenen Gefühl vieler polnischer Bauern und Hausbesitzer führt, eigentlich zu Unrecht deutsches Eigentum, wenn auch als Kriegsbeute, zu besitzen. Auf dem gleichen Niveau liegen Versuche, die Herausgabe der allgemein längst zurückgegeben „Beutekunst“ – deutsche Handschriften und Kunstwerke, die im Krieg in den deutschen Osten verlagert und in polnischen Archive und Museen eingegliedert worden waren – strikt zu verweigern, mit dem Hinweis auf den von Hitler angefangenen Krieg. Das Ziel ist deutlich erkennbar und wird auch von polnischen Publizisten und sogar Diplomaten beim Namen genannt: Verschlechterung der Beziehungen zu einem der wichtigsten und schließlich auch einflußreichen EU-Nachbarn. Stimmungsmache im polnischen Wahlkampf. Letzter Versuch war der Blitzbesuch des polnischen Präsidenten in Berlin.

Vorige Woche kam der Präsident und Zwillingsbruder Lech Kaczynski auf seiner Reise zum Gipfeltreffen nach Lissabon noch einmal für zwei Stunden in Berlin bei unserer Kanzlerin vorbei. Zum Mittagessen. Offizieller Anlaß: ein letztes Gespräch mit Angela Merkel über die noch bestehenden Vorbehalte Polens gegenüber dem Reformvertrag, der die EU-Verfassung ersetzen soll. Es geht dabei um die Möglichkeit einer Minderheit von EU-Mitgliedern, die Verwirklichung von Mehrheitsbeschlüssen wenigstens für einen gewissen Zeitraum hinauszuzögern. Obwohl bilaterale Verhandlungen gar nicht auf der Tagesordnung standen, signalisierte die polnische Seite im Vorfeld, daß man auch über die Entschädigungsklagen deutscher Vertriebener beim Europäischen Gerichtshof sprechen wolle, geführt von der „Preußischen Treuhand“, die dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte vorliegen und über die möglicherweise auch im Oktober entschieden wird. Seit längerer Zeit schon drängt Polen Berlin zu einer gemeinsamen Erklärung, der zufolge die Forderungen keine Rechtsgrundlage besitzen.

Die Kanzlerin hat bisher jedesmal strikt abgelehnt, weil sie der Ansicht ist, daß die Bundesregierung weder politisch noch juristisch Raum für solche Ansprüche sieht. Also die Notwendigkeit für eine solche Erklärung nicht besteht, die der Entscheidung von Straßburg vorgreifen und nur die deutschen Vertriebenen verärgern würde, die schon zu lange auf die ihnen fest zugesagte Einrichtung eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ warten, das nun offenbar bis nach der polnischen Wahl aufgeschoben werden soll.

Kaczynskis Möglichkeiten, Angela Merkel und dem übrigen EU-Mitgliedern Schwierigkeiten und Ärger zu machen, sind viele. In erster Linie geht es um die Drohung Polens, den weiteren Reformprozeß und die Europäische Verfassung durch ein Veto zu verhindern oder doch zu verschieben.

Den Wahlkampf um die polnische Provinz müssen Zwilling Jaroslaw Kaczynski und seine Partei ohne Frau Merkels Hilfe bestehen. Die Großstädte wie Danzig, Warschau und Breslau wählen die Kaczynski-Partei und seine obskuren Partner ohnehin nicht. Aber auch in der Provinz bröckelt sein Wählerreservoir ab. Zu viele Polen haben inzwischen durch eigene Anschauung die Nützlichkeit und Annehmlichkeit einer EU-Mitgliedschaft selber erfahren, besonders jene, die seit dem EU-Beitritt zumindest in Irland, England und Schweden, Arbeit suchten und fanden – in Deutschland leben ohnehin Millionen, die ihre Heimat meist nur noch besuchen und ihr Wissen über das Leben in der EU in ihrer Heimat verbreiten. Sie haben noch nie einen Vertriebenen gesehen, der dem Klischee der rechts-katholischen oder nationalistischen Blätter (Frau Steinbach in SS-Uniform und dergleichen) entspricht. Es kehrt, zusammen mit Shell, Lidl und Ikea, auch in die Provinz so etwas wie Weltläufigkeit ein, der Kirchenbesuch geht zurück gegenüber dem Wunsch, Sonntagfrüh auszuschlafen, und auch polnische Frauen treiben ab, ohne sich sogleich sündig zu fühlen. Auch in der Provinz herrscht nicht mehr das Klima, in dem Jaroslaw Kaczynski wieder eine Mehrheit erringen kann. Hoffen wir.

Hofft auch der große Danziger und deutsche Dichter Günter Grass, der in einem Interview in seiner Heimatstadt letzte Woche auf die Frage antwortete, was er von der national-konservativen Regierung Kaczynski halte:

„Ich halte sie für ein Unglück. Sie ist dabei, Polen zu isolieren, auch innerhalb der Europäischen Union. Ich hoffe, daß sie jetzt abgewählt wird. Bei allem Verständnis für die Angst der Polen ihren beiden Großnachbarn gegenüber – Deutschland und Rußland – ist es falsch, nur aus der geschichtlichen Erfahrung heraus eine solche Haltung einzunehmen. Polen fällt es schwer, aus dieser Opferrolle herauszukommen. Polen ist heute auf dem Weg, ein gegenwartsbezogener Staat zu sein, nachdem die Sowjetherrschaft zusammengefallen ist. Es erlebt zum ersten Mal diese Art von Freiheit, und das im europäischen Verbund. Und wenn man dann anfängt, die Verletzungen der Vergangenheit derart zu aktivieren und zu instrumentalisieren, wie das die gegenwärtige Regierung tut, dann bringt das die Gefahr mit sich, daß sich Polen auf die Dauer isolieren wird.“

Groß ist nicht alles, was ein großer Mann tut. Aber manchmal hat mein Schulkamerad aus Danzig-Langfuhr auch recht.

Maler suchen die reale Landschaft

Das Kunsthaus Stade zeigt Werke aus der Künstlerkolonie Dachau

Von SILKE OSMAN

Barbizon, Worpswede, Ahrenshoop und natürlich auch Nidden sind noch heute bekannte Namen, die für den Begriff Künstlerkolonie stehen. Maler wie Gauguin, Vogeler oder Pechstein waren dem Ruf des Philosophen Jean-Jacques Rousseau gefolgt, der schon 1750 den Leitsatz „Zurück zur Natur“ geprägt hatte. Im französischen Barbizon fanden sich Künstler um 1830 zum ersten Mal zusammen, um fernab des Großstadtgetriebes, aber auch fern der Akademien die Natur zu suchen. Sie wollten die reale Landschaft erfassen, Wind und Wolken, Sonne und Licht, um alles in Gemälden festzuhalten. Wahrhaftigkeit in der Darstellung war, was sie suchten. Zum ersten Mal wurde der Begriff Künstlerkolonie 1902 in einem Lexikon erwähnt. Im Brockhaus verstand man darunter „die zum Zwecke des Naturstudiums besonders von Malern seitab von den großstädtischen Kunstcentren gemeinsam gewählten Heimstätten“.

Wie jeder Künstler aber seine eigene Handschrift entwickelt hat, so hat auch jede Künstlerkolonie ihre ganz besondere Eigenart. Dieser nachzuspüren hat sich der Museumsverein im niedersächsischen Stade zur Aufgabe gemacht. Dort zeigt man im Kunsthaus seit bald zehn Jahren Austellungen, die sich jeweils einer Künstlerkolonie widmen. In dem Haus, das bis 1998 Kunstwerke aus einer privaten Sammlung von Worpsweder Künstlern beherbergte, waren bereits Kunstwerke aus Schwan und Usedom, aus Fischerhude, Ekensund, Nidden, Kopenhagen und Skagen zu Gast. Jetzt kann man dort Eindrucksvolles aus Dachau bestaunen. Die Stadt, rund 18 Kilometer nördlich von München gelegen, hat seit der Zeit des Nationalsozialismus, als sich dort ein Konzentrationslager befand, schwer mit ihrem Image zu kämpfen. Daß sich aber mit dem Namen Dachau nicht nur Schreckliches verbindet, das macht nicht zuletzt diese Ausstellung deutlich. Wer weiß denn schließlich schon, daß Carl Spitzweg sich dort einige Zeit aufhielt, von der Tracht der Dachauer Frauen und Mädchen begeistert war und im dortigen Schloß sein wohl berühmtestes Werk „Der Bücherwurm“ gemalt haben soll. Dieses ist nicht in Stade zu sehen, wohl aber die Skizze eines Mädchens in der Tracht. Auch Christian Morgenstern, der Großvater des Dichters der Galgenlieder und ein begnadeter Maler, fand in Dachau seine Motive.



Adolf Hoelzel: Alte Scheune (Öl, 1902) Foto: Osman

Herausragende Künstler der Dachauer Kolonie, die zwischen 1885 und 1905 ihre Blütezeit erlebte, waren Ludwig Dill, Arthur Langhammer und Adolf Hoelzel. Der 1853 im mährischen Olmutz geborene Hoelzel gilt ab 1887 als der führende Kopf der Neu-Dachauer Schule und fand in Dachau den Weg zur abstrakten Malerei. Hoelzel gründete eine Malschule, die auch von dem jungen Emil Nolde besucht wurde. Vor allem aber waren es Frauen, die sich dort in der Kunst des Malens unterweisen ließen, war ihnen doch zu der Zeit der Besuch der Akademien noch verboten. Namen wie Paula Wimmer oder Ida Kerkovius seien stellvertretend für die vielen anderen genannt.

Die Bilderschau in Stade zeigt einmal mehr, daß große Kunst nicht nur in den Metropolen ein Publikum findet, sondern auch in der „Provinz“, die immer gern herablassend belächelt wird.

Die Ausstellung „Künstlerkolonie Dachau – Von den Anfängen bis zur Gegenwart“ im Kunsthaus, Wasser West 7, 21682 Stade, ist dienstags bis freitags von 10 bis 17 Uhr und am Wochenende von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 1 Euro, bis 27. April 2008.

KULTURNOTIZEN

Theatererlebnis

Potsdam – Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) und „I CONFIDENTI“ präsentieren im Neuen Palais im Park Sanssouci ein neues Theatererlebnis. Konnten Tagesbesucher das Schloßtheater im Neuen Palais meist nur als architektonisches Kleinod kennenlernen, soll es nun jene Rolle spielen, die ihm schon bei seiner Errichtung zugedacht war – nämlich mit lebendiger Unterhaltung als Attraktion für die Gäste des Königs zu dienen. Hierfür hat das Potsdamer Ensemble „I CONFIDENTI“ ein musikalisch-szenisches Programm entwickelt, das 2008 unter dem Titel „La Pastorale a Sanssouci“ die Besucher in die Welt der höfischen Unterhaltung entführen wird. Gestaltet wird das Programm mit zum Teil neu entdeckten Instrumentalstücken und Ausschnitten aus Bühnenwerken, die für dieses Theater geschaffen wurden oder dort zur Aufführung kamen.

Schicksalhaft

Marbach – Zum 250. Geburtstag von Schillers ältester Schwester, Christophine Reinwald, beleuchtet eine Ausstellung in Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar das Leben dieser Frau, deren Biographie schicksalhaft mit jener ihres Dichterbruders verknüpft war. Die von Michael Davidis, Leiter der Kunstsammlungen im Deutschen Literaturarchiv Marbach, kuratierte Ausstellung wurde gemeinsam mit dem Marbacher Schillerverein verwirklicht. Bis 31. Januar 2009.

Geheiratet haben sie nie

Berühmte Liebespaare: Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre

Von E. KNORR-ANDERS

Sie hatten nie geheiratet, lebten nie in gemeinsamer Wohnung, beide glaubten, nur ungebunden lieben zu können. Das hatte Gründe: Sowohl er wie sie entstammten respektablen, großbürgerlichen Familien, in denen Abweichungen vorgegebener Verhaltsweisen als unstatthaft geächtet wurden. Was lag näher, als dagegen zu opponieren? Zu oft hatten Simone de Beauvoir (1908–1986) und Jean-Paul Sartre (1905–1980) im Bekanntenkreis die verlogenen Strukturen rechtmäßig geschlossener Ehen erlebt, deren psychische Zwänge erspürt.

1929, kurz vor dem ersten Staatsexamen, lernten sich die Philosophie-Kommilitonen Jean-Paul und Simone kennen. Es war nicht Liebe innerhalb der ersten Sekunden. „Hübsch, aber abscheulich angezogen“, stellte der für Eleganz empfängliche Sartre fest. Elegant im Sinne der Pariser „Haute Couture“ wurde Simone nie.

Zeitlebens blieb sie bei der typischen Gymnasiallehrerinnen-Kleidung: schlichter Rock, hochgeschlossene Bluse, Halskette oder Brosche, straff gescheiteltes Haar.

Von sich selbst glaubte Sartre, daß er häßlich sei. Er war klein, von schmächtigem Körperbau, ein Auge schielte.

Sartre kompensierte seine vermeintliche Häßlichkeit durch Liebenswürdigkeit. Begann er zu reden, zog er ohnehin jeden in Bann, auch die Kommilitonin Simone.

Bald gestand sie sich ein: „Mit ihm würde ich immer alles teilen können.“ Gleiches empfand Sartre. Doch darauf beschränkte sich ihre gegenseitige, immer deutlicher spürbare Zuneigung nicht. Das Salz ihrer Beziehung war der Intellekt. Insgeheim hegten sie die Zielsetzung, als freischaffende Schriftsteller gesellschaftsaufrüttelnde Werke zu verfassen.

Es gelang. Doch vorerst verdienten sie ihr Einkommen als Gymnasiallehrer. Das bedeutete Trennung, denn sie unterrichteten in verschiedenen Städten, gezwungenermaßen dort, wo es eine freie Lehrstelle gab.

In ihrer persönlichen Beziehung schlossen sie einen „Zweijahrespakt“. Während dieses Zeitraumes wollten sie prüfen, ob sie sich auf Lebenszeit zusammenfinden könnten. Der Pakt sah vor, jederzeit einen anderen Partner zu wählen und sich dies ohne Umschweife zu gestehen. Dazu kam es nicht. Beide erkannten, daß Treue nicht nur bürgerlich geforderte Pflichtübung war, sondern für sie zum psychischen Bedürfnis wurde.

Sie tasteten sich ihrer unverbrüchlichen Liebe entgegen. Die gelegentlichen Besuche, mit mühseligem Hin- und Herreisen verbunden, belasteten beide.

Als Sartre nach Le Havre versetzt wurde, Simone in Marseille arbeitete, fragte er sie, ob es nicht besser wäre, sie würden heiraten. Zwei Gründe nannte er: Ehepaaren wurde am gemeinsamen Wohnsitz Stellung zugebilligt, und er sei überzeugt, daß ihre Bindung zu einander die „vollkommenste“ sei.

Lange überlegte Simone. Dann verneinte sie. Bei der bloßen Vorstellung, nicht unabhängig Entscheidungen treffen zu können, schreckte sie zurück. Im Grunde fürchtete sie das Dasein als Ehefrau. Unbegründet, mit einem Partner wie Sartre, aber ihre Bindungsphobie erwies sich als unüberwindbar.

Ab 1936 arbeiteten sie in Paris, mieteten in einem Apartment-Hotel zwei Wohnungen. Die Abende verbrachten sie gemeinsam, diskutierten und fanden heraus, daß sie den Kapitalismus als übelstes Gesellschaftssystem werteten. Sie hofften auf einen „wirklichen Sozialismus, der die Freiheit des Individuums – und natürlich des Intellektuellen – respektieren würde“. In den folgenden Jahren kamen sie – trotz Krieg und deutscher Besatzung – ihrem gesteckten Lebensziel näher: Schreiben! Zwar lehrten sie weiter an Gymnasien, erregten aber mit ihren Schriftwerken Interesse. Mit Sartres Veröffentlichungen „Die Transzendenz des Ego“, „Das Imaginäre“, „Melancholia“, mit seinen Bühnen- und Filmwerken „Die ehrbare Dirne“, „Geschlossene Gesellschaft“, „Das Spiel ist aus“ erzielte er finanzielle Unabhängigkeit. Simones schriftstellerischer Erfolg begann mit dem teils biographischen Roman „Sie kam und blieb“. Es folgte „Alle Menschen sind sterblich“. Nun arbeitete sie an ihrem Hauptwerk „Das andere Geschlecht“, eine sozialhistorische Studie über Wesen und Dasein der Frau. Sie kam nicht recht voran.


Der Welt des Wortes verbunden: Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir Foto: Corbis

Sartre riet ihr, sich vom Schuldienst beurlauben zu lassen, am besten ihn aufzugeben, er habe jetzt genügend Einnahmen, es reiche für zwei. Simone protestierte: „Die Selbständigkeit der Frau beginnt beim Portemonnaie.“ Sartre platzte der Kragen: „Schreib über unterdrückte Frauen, über Selbstbestimmung, Emanzipation soviel du willst. Es ist ein Zukunftsthema. Aber jetzt nimm Vernunft an. Zum Schreiben brauchst du Zeit und Ruhe. Du kannst mir ja, wenn die Honorare fließen, Sou für Sou zurückzahlen.“ Bei diesem Vorschlag mußte selbst die für Humorlosigkeit bekannte Simone lachen.

Das Buch wurde ein Erfolg. 1954 erhielt sie den „Prix Goncourt“. Mit dem Preisgeld erwarb sie ein Apartment gegenüber dem Friedhof Montmartre. Sartre gratulierte ihr zur errungenen „Wirtschaftlichen Gleichheit“.

Nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges begannen sie ihre Weltreisen. Über Nacht waren sie auf Grund ihres öffentlichen Ansehens Frankreichs begehrtester „Exportartikel“ geworden. Kaum ein Land, das sie nicht besuchten. Ihre Vorliebe galt sozialistisch regierten Staaten: UdSSR, China, Kuba. Dort wurden sie herzlich willkommen geheißen; die Herzlichkeit übertünchte die politische Propaganda, die mit den berühmten Gästen betrieben wurde und das Renommee der Diktatoren stützen sollte.

Als bittere Erkenntnis blieb Sartre und Simone nicht erspart, daß auch hier Unterdrückung, Verfolgung, Ausbeutung gang und gäbe waren. Allmählich lösten sie sich vom Traum eines Freizügigkeit praktizierenden Sozialismus.

Den gemeinsamen Triumph erlebten sie 1964. Sartre wurde mit dem Literatur-Nobelpreis geehrt. Unglaubliches geschah: Er lehnte ihn ab. Seine Begründung war knapp: „Ehrungen habe ich immer abgelehnt. Der Schriftsteller sollte sich weigern, sich in eine Institution verwandeln zu lassen …“

Vielleicht fürchtete er, als „moralisches Gewissen der Nation“ gehandelt zu werden. Mit dem Wissen um die Fragwürdigkeit solcher denkmalgeschützten Titulierungen hätte er brüsk gefragt: „Was ist Gewissen? Was Moral?“

Sie haben nie geheiratet, lebten nie in gemeinsamer Wohnung. Aber in ihren privaten Aufzeichnungen finden sich die innigsten Liebesbekundungen, die je zwei Menschen schriftlich fixierten.

Simone: „In meinem Leben habe ich einen unbestreitbaren Erfolg zu verzeichnen: Meine Beziehung zu Sartre. In mehr als 30 Jahren sind wir nur einen Abend uneins eingeschlafen. Das langjährige Beisammensein hat das Interesse keineswegs verringert, das wir an unseren Gesprächen haben … Oft beendet der eine den Satz, den der andere begonnen hat. Wenn man uns eine Frage stellt, geschieht es, daß wir beide die gleiche Antwort formulieren.“

Sartre: „Es sind eben die be-sonderen Qualitäten von Simone de Beauvoir, die dazu führten, daß sie in meinem Leben einen Platz eingenommen hat, der keinem anderen Menschen zugänglich ist.“

Nicht einsam, sondern gemeinsam

Senioren mischen sich ein, wenn es um altersgerechten Wohnraum geht

Von CORINNA WEINERT

Nicht allein und nicht ins Heim" heißt es heute bei immer mehr älteren Menschen, sie möchten zusammen mit anderen Senioren in einer gemeinschaftlich organisierten Wohnform leben. Für Liselotte Oppermann hat sich ein Traum erfüllt: Am 9. Mai konnte sie in ihre neue Wohnung im Senioren-Wohnprojekt „de olen Smugglers", dessen Initiatorin sie ist, einziehen. Fast acht Jahre hat es gedauert, bis die Idee der ehemaligen Lehrerin letztendlich umgesetzt war. Bereits 1999 machte sich die heute 71jährige auf die Suche nach seniorengerechtem Wohnraum. Damals gab es in ihrem Heimatort Norderstedt bei Hamburg lediglich zwei Seniorenwohnanlagen mit betreutem Wohnen, und das war eigentlich nicht das, was der alleinstehenden Pensionärin als künftige Wohnsituation vorschwebte.

Die Pensionärin hatte ganz genaue Vorstellungen

Ganz abgesehen davon war es so gut wie unmöglich, dort aufgenommen zu werden, denn entweder mußte man über ein entsprechend geringes Einkommen verfügen, um mittels Wohnberechtigungsschein – dem sogenannten §5-Schein – auf die öffentlich geförderten Wohnungen Anspruch zu haben, oder man mußte über ein entsprechend hohes Einkommen verfügen, um sich für die frei finanzierten Wohnungen bewerben zu können. Liselotte Oppermann lag mit ihren Altersbezügen – ebenso wie viele andere Ruheständler auch – zwischen dem „zu viel" für den Wohnberechtigungsschein und dem „zu wenig" für die frei finanzierten Wohnungen. Die rüstige Pensionärin faßte daher den Entschluß, ihre Vorstellungen von bezahlbarem und seniorengerechtem Wohnraum mit Hilfe von Gleichaltrigen und Gleichgesinnten in einem Wohnprojekt umzusetzen.

Grundgedanke war dabei, als Hausgemeinschaft unter einem Dach zu wohnen und miteinander aktiv zu sein, aber dennoch ein eigenes Leben zu führen und sich im eigenen Haushalt selbst zu versorgen. „Das Modell der Hausgemeinschaft mit einzelnen Wohnungen ist als Wohnprojekt derzeit am meisten gefragt", erklärt Gerda Helbig, Bundesvorsitzende vom Forum Gemeinschaftliches Wohnen e.V. „Der private Rückzugsraum ist den Menschen dabei enorm wichtig", fährt sie fort.

Ursprünglich war der Bau von Wohnungen mit Serviceleistung angedacht, wie es auch in den Seniorenwohnanlagen der Fall ist. „Die Idee haben wir aber relativ schnell wieder verworfen", meint Oppermann, „die angebotenen Dienste entsprachen nicht unseren Bedürfnissen, und dadurch stellte sich das Verhältnis von Kosten und Nutzen für uns als zu hoch dar." Hintergedanke der Senioren war vielmehr, sich auf Basis der Nachbarschaftshilfe mit kleinen Dienstleistungen zu unterstützen und gemeinsame Unternehmungen zu planen. „Für die Bewohnerinnen und Bewohner ist es wichtig, daß man sich auf die Nachbarschaft verlassen kann", weiß Helbig.

Nun ist die Wohnanlage „de olen Smugglers" mit den 21 barrierefreien Wohnungen am „Schmuggelstieg" in Hamburg-Langenhorn fertiggestellt. „Als Faustregel gilt bei solchen Wohnformen: Nicht unter zehn und bis zu 20 Haushalte", erklärt Dr. Josef Bura von der Stattbau Hamburg GmbH, die Ansprechpartner für die das Senioren-Wohnprojekt als Bauträger verwirklicht hat. „Wir haben uns seinerzeit als externe Wohngruppe an die Baugenossenschaft gewandt, weil derartige Vorhaben immer einen Investor brauchen", schildert Oppermann. „Da das Wohnprojekt mit dem Neubau einer Wohnanlage verbunden war, bestand für die künftigen Bewohnerinnen und Bewohner die Möglichkeit, Einfluß auf die Wohnungsgestaltung zu nehmen", hebt Jasper hervor, „inverwalten, um zusammen zu essen, zu feiern und Freizeitaktivitäten zu planen.



Aktive Senioren: Ingrid Becher und Liselotte Oppermann berichten einer Reporterin von ihren Erfahrungen. Foto: privat

Wohnprojektgründerinnen und -gründer ist. „Die Stattbau hat uns während der gesamten Planungs- und Bauphase als Projektberater unterstützt", sagt Oppermann.

„44 bis 60 Quadratmeter sind die 15 Wohnungen für Einzelpersonen groß, bis zu 70 Quadratmeter umfassen die insgesamt sechs Wohnungen für Ehepaare", erörtert Stefanie Jasper, kaufmännische Mitarbeiterin der Baugenossenschaft Fluwog-Nordmark eG, dividuelle Bedürfnisse und Wünsche haben so Berücksichtigung gefunden."

Im Haus gibt es – wie es bei derartigen Wohnformen üblich ist – einen Gemeinschaftsraum mit Küchenzeile, Tischen und Stühlen. „Das wird von der Genossenschaft gestellt", sagt Oppermann. Die Bewohnerinnen und Bewohner werden sich hier regelmäßig treffen, um das Leben unter einem Dach zu organisieren und zu

27 Personen zwischen 51 bis 83 Jahren gehören der Hausgemeinschaft, die sich nach dem Straßennamen „de olen Smugglers" nennt, derzeit an. „Es ist gut, wenn die Gruppe altersgemischt ist, die Struktur darf nicht einseitig sein", erklärt Bura. Dem pflichtet Helbig bei: „Es sollte immer eine Generation Abstand sein, das heißt eine Gruppe zwischen 40 und 60 oder 50 und 70, sonst bekommt man später keine neuen Bewohner dazu."

Die Bewohnerinnen und Bewohner, die über das Internet zusammengefunden haben, stammen aus Hamburg, Bremen, Bremerhaven, Kiel und Mannheim. „Die Baugenossenschaft und die Stattbau haben das Projekt in ihrem Internetportal vorgestellt, und in der lokalen Presse und im Ortsfernsehsender sind Berichte über das Vorhaben erschienen", erzählt Oppermann.

„Die Gruppe ist jetzt seit 2003 in der jetzigen Konstellation zusammen", fährt sie fort, „es ist aber immer ein Wechsel eingeschlossen. Kürzlich ist ein alleinstehender Mann abgesprungen, weil er jetzt doch mit seiner Freundin zusammenziehen möchte, und die kann sich nicht vorstellen, in einem Senioren-Wohnprojekt zu leben."

„Bei derartigen Wohnformen ist es so, daß sich die Betreffenden immer schon eine Weile kennen, bevor sie einziehen", weiß Bura. „Wir haben uns in den letzten beiden Jahren auch immer mal getroffen und sind zusammen ins Kino oder Theater gegangen", berichtet Oppermann.

Auch wenn man sich gut versteht und Interessen miteinander teilt, wird das Leben unter einem Dach nicht immer nur eitel Sonnenschein sein, dessen sind sich die Bewohnerinnen und Bewohner bewußt. „Es wird bestimmt mal Reibereien geben", meint Oppermann, „so etwas läßt sich nicht vermeiden. Irgendwie wird man sich dann auch schon wieder zusammenraufen."

Damit die Harmonie auch Bestand hat, wenn es mal einen Wechsel in der Bewohnerschaft gibt, hat die Hausgemeinschaft ein Mitspracherecht hinsichtlich der Neuvermietung. „Wenn ein Mitglied auszieht, führen bestimmte Personen der Hausgemeinschaft Vorstellungsgespräche mit neuen Interessenten und schlagen die gewünschten Mitbewohner der Genossenschaft als Mieter vor", erklärt Oppermann.

Das Leben unter einem Dach muß Regeln haben

„De olen Smugglers" haben sich bewußt für ein Senioren-Wohnprojekt entschieden, ein generationenübergreifendes Wohnprojekt, wie es auf dem selben Grundstück in unmittelbarer Nachbarschaft besteht, sahen sie für sich nicht als passende Wohnalternative an.

„Wir haben unser Leben lang genossen, mit allen Generationen zusammen zu wohnen, jetzt wollen wir es ruhiger haben", meint Oppermann.

Zauberhafte Blüten und Farben

Immer noch gelingt es Wissenschaftlern, neue Orchideenarten zu entdecken

Von ANNE BAHRS

Pantöffelchen" ist ein peruanisches Kosewort. Als ich hörte, daß mein Gegenüber während einer langen Eisenbahnfahrt sein Töchterchen so anredete, staunte ich, mehr noch, als er mir schmunzelnd erklärte: „Hineinschlüpfen und sich wohl fühlen! Gibt es Schöneres?" Er liebkoste das kleine Mädchen, und sagte, daß es offiziell „Orchidee" heiße. Auf mein Lächeln hin, reichte er mir alsbald einige Fotografien, die mir von seiner Leidenschaft weitere Kunde gaben. Und er erzählte ...

Ich sah zauberhaft schöne Blumen, auch Zweige und Dolden mit vielen kleinen Blüten, und in verschiedensten Farbschattierungen den „Frauenschuh", vom satten Dunkellila über Rot und Braun oder dunklem Grün samtene Pantöffelchen. Alle zeigten ihren stark betonten, hellen, wulstigen Rand, die „Lippe" um den Kelch, von der zumeist ein betörender Duft und das Leuchten ausgeht, daß die bestäubenden Insekten angelockt werden. Sie übertragen Pollenpakete. Dann wachsen die feinen Samen im unterständigen Fruchtknoten heran, die der Wind wie Sporen verweht.

Die Samen dieser Prachtorchideen auf den Fotos hat der Mann aus hochgelegenen Feuchtgebieten der Anden in seiner peruanischen Heimat geholt, wo es immer noch Wissenschaftlern und Abenteurern gelingt, bis dahin unbekannte Orchideenarten zu entdecken. Unter Laborbedingungen in sterilen Behältern kommen die staubfreien Samen nach jahrelangem geduldigen Warten zum Keimen und Wachsen, und dann dauert es wieder Jahre, ehe sie blühen. Mehr als 20 000 verschiedene Orchideenarten sind bekannt, und dazu kommen noch wenigstens 10 000 Hybriden, die als Kreuzungen von Menschenhand viel leichter zu pflegen sind, weil sie sich unseren Klimabedingungen schon angepaßt haben. Sie können mit ihrer langewährenden Blütenpracht ein Blumenfenster wunderbar schmücken und gedeihen dort am besten, wo sie viel Licht, aber keine direkte Sonne erreicht, wo ihre Wurzeln im Gemisch aus Korkkrumen, Torf und Baumrinden Halt finden und dennoch reichlich Luft bekommen, wo ihre Blätter oft fein besprüht werden, aber die Wurzeln niemals naß sind.

Orchideen verlangen viel Licht, aber keine direkte Sonne

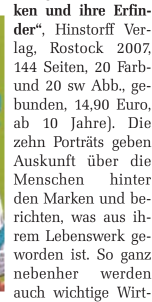
Das alles erzählt mir der stolze Vater des anmutigen Mädchens „Orchidee", der zugleich ein Fachmann als Orchideenzüchter ist, wie ich auch erfahre. Denn er gehört zur Jury, welche die schönsten und neuesten Exemplare aus Kreuzungen der vielen Orchideenliebhaber prämiert und den Gedankenaustausch unter diesen Blumenfreunden herausfordert. Wer dem Hobby der Orchideenzucht verfallen ist, wird keine Langeweile haben. Orchideenfreunde gelten als feinsinnige Lebenskünstler und gesellig, denn sie sind stolz bemüht, ihre Freuden mitzuteilen, um Orchideenkäufer zu gewinnen.

„Pantöffelchen!" – Das Kosewort für ein anmutiges kleines Mädchen hat mich überzeugt. Nun schmückt ein „Frauenschuh" auch meine Fensterbank, und ich hoffe, daß seine Knospe im Erkerfenster erblühen wird, wenn draußen das Eis knackt und der Winter an kalte Fenster Eisblumen zaubert.

Idee vermarktet

Wer sind die Menschen hinter den Marken?

Ihre Namen sind uns gegenwärtig, manchmal versteckt wie bei Adolf Dassler und „adidas" oder bei Hans Riegel und „Haribo", manchmal ganz offensichtlich wie bei Lothar von Faber, dem Bleistiftkönig, oder Josef Neckermann, dem Versandhauskönig. Es sind Männer (und eine Frau), die Wirtschaftsgeschichte schrieben und noch heute mit ihren Marken und Erfindungen unseren Alltag prägen. Allen aber ist eines gemeinsam – sie hatten eine Idee, die sie geschickt vermarktet haben.



Das Autorenehepaar Magdalena und Gunnar Schupelius suchten das Genie hinter dem Namen und warfen einen Blick hinter die Kulissen bekannter deutscher Unternehmen. Entstanden ist ein nicht nur für jugendliche Leser unterhaltsames Buch über deutsche Marken wie Playmobil, Steiff, Bahlsen oder Porsche (**„Wer hat den Gummibär'n gemacht – Marken und ihre Erfinder"**, Hinstorff Verlag, Rostock 2007, 144 Seiten, 20 Farb- und 20 sw Abb., gebunden, 14,90 Euro, ab 10 Jahre). Die zehn Porträts geben Auskunft über die Menschen hinter den Marken und berichten, was aus ihrem Lebenswerk geworden ist. So ganz nebenher werden auch wichtige Wirtschaftsbegriffe und historische Zusammenhänge erläutert, so daß eine lehrreiche Lektüre entstanden ist, die auf unterhaltsame Weise Wissenswertes anbietet. *os*

Futter für die Regenbogenpresse

Die vielen Kinder des französischen Präsidenten Sarkozy bieten Boulevard-Blättern stets viel Stoff

Von JEAN-PAUL PICAPER

Die Sarkozys haben viele Kinder, und, wie die modernen Monarchen beziehungsweise wie die US-Präsidenten, zeigen sie sie. Wenn die Ehefrau des Staatspräsidenten sich nicht ab und zu von der Öffentlichkeit verabschieden würde, wie es im Augenblick schon wieder der Fall ist, was zu vielen Spekulationen Anlaß gibt, würde der Sarkozy-Clan immer im Rampenlicht stehen. Bekannt war schon lange der jüngste in der Riege. Sich an ein berühmtes Bild des Kennedy-Sohnes John-John erinnernd hatte der Präsidentschaftskandidat Nicolas Sarkozy im Vorwahlkampf „Petit-Louis", „Klein-Ludwig", seinen gemeinsamen Sohn mit seiner Ehefrau Cecilia, am 28. April 1997 geboren, auf allen Vieren kriechend unter seinem Schreibtisch fotografieren lassen.

Der „Sarko-Stamm" umfaßt die geschiedenen Eltern des Präsidenten und eine „patch-work"-Familie mit Kindern und Kegeln aus mehreren Ehen. Der Stamm hat vom ersten Tag an das Präsidialamt besetzt. Man faßte ins Auge, das Personal (bisher über 900 Mitarbeiter und Angestellte) aufzustocken. Der Liebling ist natürlich „Petit-Louis". Wenn je ein Familienmitglied in die Fußstapfen des Vaters treten sollte, dann eben der kleine Louis, dem seine Mutter den Vornamen der französischen Könige geschenkt hat. Im November 2004 hatte er bei der Kür seines Vaters zum Vorsitzenden und damit praktisch zum Präsidentschaftskandidaten der Mehrheitspartei UMP seinen ersten großen Auftritt. Er erschien auf einer Riesenleinwand vor Tausenden von Mitkämpfern und schrie unter brausendem Applaus: „Bonne chance, Papa!" „Viel Glück, Papa!" Ein Kronprinz? Frankreich bleibt vorerst eine Republik.

Bei der Weihe von Nicolas zum Präsidenten im Elysée-Palast am 16. Mai 2007 waren sie alle da. Im Mittelpunkt die Ehefrau Cecilia, geborene Ciganer-Albeniz. Auf deren Seiten links und rechts die beiden Töchter aus ihrer ersten Ehe mit dem Fernsehmoderator Jacques Martin, Judith, geb. 1984, und Jeanne-Marie, geb. 1987. Dann links und rechts von den Mädchen die beiden Söhne des Präsidenten aus seiner ersten Ehe mit Marie-Dominique Culioli, Pierre, geb. 1985, und Jean, geb. 1987, und vorne schließlich Louis, der sich von dem Zeremonienmeister die Riten der Ernennung seines Vaters zum Ersten Staatsbürger Frankreichs erklären ließ. Im Hintergrund erblickte man noch den künftigen Verlobten von Jeanne-Marie, Gurvan Rallo, 24, der Sohn eines berühmten Arztes auf der Insel Réunion. Der ausgesprochen gesellige Sarkozy mag es, Familie, Vertraute, Freunde um sich zu scharen.


Präsente Patch-work-Familie: Besonders „Petit-Louis" (Mitte) wird als „Kronprinz" gefeiert. Foto: AP

Noch vor der Marseillaise ertönte ein Musikstück des spanischen Komponisten Isaac Albeniz, des Urgroßvaters mütterlicherseits von Cecilia. Als Enkelin eines russischen Zigeuners und Halbjuden hat Cecilia die Musik im Blut. Als Schülerin der „Damen von Lübeck", einer vornehmen Pension für höhere Töchter in Paris, erhielt sie als junges Mädchen einen Preis bei einem Klavierwettbewerb. Aber nicht ihre Töchter teilen diese Begabung, sondern der zweite Sohn ihres Ehemannes, Jean. Er „arbeitet in der Musik". So die offizielle Verlautbarung. Jean ist wohl der unsicherere, wenn auch genialste Kantonist der Familie. In diesen Tagen stand er vor Gericht. Er hatte am 14. Oktober 2005 den BMW eines gewissen Mohamed Bellouti mit seinem Roller gerammt, Fahrerflucht begangen, und dabei seinem wütenden Opfer den mittleren Finger der rechten Hand gezeigt. Eine unmißverständliche Geste, die ihn teuer zu stehen kommt. Der Beschädigte verlangt 260,13 Euro an Reparaturkosten und 4000 Euro Schadensersatz. Dreimal hat er das Präsidentenbüro angesprochen – erfolglos.

Es war aber nicht das erste Bubenstück des frechen Jean. Während eines Praktikums als Schäfer in der Landwirtschaft auf Korsika hatte er sich von den nationalautonomistischen Ideen seines Arbeitgebers anstecken lassen. Die Polizei erblickte ihn im Auto von Christine Colonna, einer Gallionsfigur der rebellischen FLNC. Der Vater mußte schnellstens eingreifen und soll viel geschimpft haben. Zwar haben sich Pierre und Jean Sarkozy jetzt verpflichtet, fünf Jahre lang keine Interviews zu geben. Pierre gilt als etwas ruhiger als sein jüngerer Bruder. Er soll im Institut für Politikwissenschaft in Paris studieren. Aber beide Söhne sieht man oft auf den nächtlichen Partys der jungen Pariser Jet-Sets und Fleiß scheint nicht ihre größte Eigenschaft zu sein. Was soll's? Auch Papa Nicolas war kein Eifriger auf den Schul- und Hochschulbänken und er ist doch Präsident und Workaholic geworden.

Die Regenbogenpresse hat mit den Sarkozys jedenfalls viel Stoff zu kauen. Am letzten Wochenende war die Trennung des Ehepaars Sarkozy in den Klatschspalten angekündigt. Cecilia sollte sich „outen". Ursache: Sarkozy soll den Liebesbrief einer Unbekannten unter dem Arm auf einem Stapel von Unterlagen getragen haben: „Du fehlst mir. Ich hoffe, Dich nächste Woche zu sehen. Millionen Küsse." Die Oppositionszeitung „Le Monde" hat die Handschrift der Geliebten entziffert, nannte sie aber nicht. Aber in Neuilly herrschte Funkstille. Schon 2005 hatte der Geheimdienst einen Bericht über eine Geliebte ihres Mannes auf Cecilias Schreibtisch gelegt. Daraufhin machte sie einen Trip nach New York mit Richard Attias, dem Chef der Werbeagentur „Publicis". Im Januar 2006 kam sie aber wieder reuevoll ins traute Heim nach Neuilly. Es lief das Gerücht, daß Nicolas eine Journalistin des „Figaro", Anne Fulda, zur „First lady" Frankreichs machen wollte. Das hätte Cecilia bestimmt nicht gewollt. Außerdem hatte Nicolas die schweizerische Tageszeitung „Le Matin" auf Schadensersatz verklagt und gewonnen. Ob er diesmal so glimpflich davon kommt?

MELDUNGEN

Sterbende Kinder begleiten

Berlin – Zur Unterstützung von Einrichtungen für sterbende Kinder ist in Berlin die Bundesstiftung Kinderhospiz ins Leben gerufen worden. Sie setzt sich unter anderem ein für die Einrichtung und Gestaltung von Abschiedsräumen, die Ausstattung von Spielzimmern und die Schaffung musiktherapeutischer Angebote. Außerdem hilft die Stiftung den Angehörigen bei der Suche nach einer Unterbringung, um den Kindern und Jugendlichen möglichst nahe zu sein. Für Familien sei nichts schlimmer und belastender, als ein sterbendes Kind zu begleiten, sagte die Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesgesundheitsministerium, Marion Caspers-Merk (SPD), bei der Gründungsveranstaltung. Sie versprach, die Kinderhospizarbeit weiter zu unterstützen. Die Stiftung ist aus dem Bundesverband Kinderhospiz hervorgegangen. *idea*

Ältester Pastor der Welt heiratet

Lagos – Mit 107 Lebensjahren ist der Nigerianer Samuel Akinbode Sadela wahrscheinlich der älteste Pastor der Welt. Wann er geboren wurde, kann der Prediger der Apostolischen Evangeliumskirche nicht sagen; wahrscheinlich habe er 1900 das Licht der Welt erblickt. Neue Kraft von Gott hat er nach eigenen Worten durch seine 76 Jahre jüngere dritte Ehefrau erhalten, die er vor kurzem geheiratet hat. Zum ersten Mal feierte Sadela 1934 Hochzeit; die Ehe dauerte 21 Jahre. Aus ihr gingen sieben Kinder hervor, die jedoch alle starben. Mit seiner zweiten Frau Juliana, die er 1965 ehelichte, hat er vier Kinder, von denen zwei überlebt haben. Juliana Sadela starb 2001. Wie der Pastor sagte, seien ihm schon als Kind Engel im Traum erschienen, die ihm aufgetragen hätten, die Bibel zu lesen. Zunächst arbeitete er als Finanzbeamter. 1931 sei er getauft worden und habe im folgenden Jahr mit dem Predigen begonnen. *idea*

Trotz Zeitgeist preußische Tugenden bewahrt

Franz und Reinhard Uhle-Wettler: Zwei sich verdient gemachte Brüder feiern runde Geburtstage

Von H.-J MAHLITZ

Rührt Euch – mit diesem Kommando endet üblicherweise der Große Zapfenstreich, jenes Ehrenzeremoniell, mit dem traditionell verdiente Heerführer und Helden gewürdigt wurden; heute werden damit vorzugsweise Politiker in den aus ihrer oder der Parteifreunde Sicht angeblich verdienten Ruhestand verabschiedet.

So werden es die Gebrüder Uhle-Wettler wohl verkraften, daß ihnen zu Ehren in diesen Tagen kein Großer Zapfenstreich erklingt. Verdient hätten sie eine solche festliche Würdigung allemal, und einen passablen Anlaß gäbe es auch: zwei runde Geburtstage, der eine wird 75, der andere ein paar Tage später 80. Beide haben sich, im besten Sinne, um das Vaterland verdient gemacht, dem sie als Generäle der Bundeswehr dienten und um das sie sich als kritische Staatsbürger und Autoren Sorgen machten.

Freilich stehen sie für eine Denkrichtung, die in unseren Zeiten der „political correctness" nicht mehr gefragt ist. Der Zeitgeist will von den Tugenden, die man zu Recht als die preußischen bezeichnet, nichts wissen. Weder von den militärischen, als da wären Tapferkeit, Ritterlichkeit, Kameradschaftlichkeit, und auch nicht von den zivilen, wie Treue, Ehrlichkeit, Verantwortungsbewußtsein, Sinn für das Gemeinwohl.


Reinhard Uhle-Wettler

Franz und Reinhard Uhle-Wettler haben all diese Tugenden offensiv und öffentlich vertreten, und sie haben sie selber gelebt, zumal in ihrer aktiven Zeit als Berufssoldaten. Solche Menschen wurden früher in Deutschland geehrt und geachtet; heute müssen sie sich von den Machern der veröffentlichten Meinung als Ewiggestrige und Schlimmeres beschimpfen lassen – weil sie ihr Leben lang für das Vaterland ihre Pflicht getan haben.

Franz Uhle-Wettler, der ältere der beiden Brüder, wurde am 30. Oktober 1927 in Kiel geboren. Der Vater war Polizeioffizier, beide Eltern stammten aus protestantischen Pfarrhäusern. Franz und seine insgesamt fünf Geschwister wurden christlich und preußisch erzogen. Wenn man sagt, das merke man ihnen heute noch an, so ist dies durchaus als Kompliment zu verstehen.

Die Jugend des Franz Uhle-Wettler: ein deutsches Schicksal. Mit 15 von der Schulbank weg zum Arbeitsdienst und zum Einsatz als Flakhelfer, dann Seekadett, schließlich Kriegsgefangenschaft. Wieder in Freiheit, erarbeitet er sich im Bergbau das Geld fürs Studium der Geschichte und Orientalischer Sprachen, verdient sich ein Fullbright-Stipendium in den USA, bereist auf abenteuerliche Weise Indien, Afghanistan und Persien, promoviert in Geschichte und beschließt 1956, am Aufbau der neuen bundesdeutschen Streitkräfte mitzuwirken.

Der aus Erziehung und eigener Lebensleistung erworbenen Haltung blieb er treu – und brachte es, trotz oder gerade wegen oft mutiger Kritik, bis zum Generalleutnant und Chef des Nato Defense College in Rom. Von dort verabschiedete er sich in den Unruhestand und begleitete die Truppe weiter als kundiger Autor. Ganz traditionsbewußt nannte er denn auch den vorläufigen Schluß- und Höhepunkt seiner publizistischen Laufbahn „Rührt Euch!" – so der Titel seines (hoffentlich nicht letzten) Buches, in dem er schonungslos, aus literaturkritischer Sicht etwas trocken, in der Sache aber unanfechtbar „Weg, Leistung und Krise" der Bundeswehr darlegt.

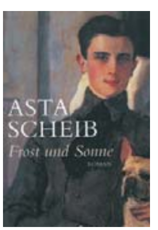
Ebenso trocken, aber unanfechtbar war übrigens seine vernichtende Kritik an Jan Philip Reemtsmas Anti-Wehrmachtsausstellung unseligen Nicht-Andenkens – Franz Uhle-Wettler, in gleichem Maße auch sein Bruder Reinhard, haben sich an vorderster Front verdient gemacht bei der Abwehr unsäglicher Diffamierungen der Wehrmacht. Beide haben sich wie leider nur wenige andere engagiert dagegen gewehrt, die breite Mehrheit tapferer, anständiger und auch von ihren Kriegsgegnern geachteter deutscher Soldaten gleichzusetzen mit einer verbrecherischen Minderheit.


Franz Uhle-Wettler

Reinhard Uhle-Wettler, der jüngere Bruder, feiert in diesen Tagen ebenfalls „runden" Geburtstag: Am 20. Oktober 1932, also vor 75 Jahren, kam er zur Welt. Die bittere Not des Zusammenbruchs, der Hunger- und Hamsterjahre prägten ihn ebenso wie das Kriegsgefangenenschicksal des Vaters im US-amerikanischen Hungerlager Bad Kreuznach. Tapfer kämpfte er sich durch, schaffte das Abitur und die seemännische Ausbildung bei der Handelsmarine, ging 1955 als Offiziersbewerber zum Bundesgrenzschutz, wechselte 1956 zur Bundeswehr, diente zunächst bei der Panzeraufklärung, dann bei der Fallschirmtruppe (über 200 Absprünge!), beides nicht unbedingt vergnügungssteuerpflichtig.

Als konstruktiv-kritischer Geist war er bei seinen Soldaten ebenso beliebt wie bei den politischen Vorgesetzten unbeliebt; als Brigadegeneral schied er schließlich aus dem aktiven Dienst aus, verzichtete auf das zum Zwecke der Beschwichtigung ihm angetragene Bundesverdienstkreuz am Bande und widmete sich fortan der politischen Publizistik sowie den kritischen Aktivitäten der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft zu Hamburg, deren Vorsitzender er seit 1995 ist.

Reinhard und Franz Uhle-Wettler – zwei aufrechte deutsche Patrioten, der eine 75, der andere 80 – beiden sei von dieser Stelle gratuliert und für ihr Lebenswerk gedankt. (Mitarbeit: M. Backerra)



Am Hofe des Zaren

Thema schlecht umgesetzt

Während das Zarenreich kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges bereits im Sterben liegt, feiert eine Handvoll vermögender Aristokraten in St. Petersburg in Pomp und Prunk sich selbst und ihren Reichtum.

Asta Scheib versteht es in „Frost und Sonne", den Leser in den Bann des pompösen Lebens am Zarenhof in St. Petersburg zu ziehen. Macht und Intrigen, Habgier und Schönheit sind die Aushängeschilder des Lebens bei Hofe. Doch wo auf der einen Seite Verschwendung und Reichtum herrschen, da regieren auf der anderen Armut und Hunger.

Zu den Hauptfiguren zählt der bildhübsche, aber eitle Fürst Felix Jussupow. Als Sohn einer der einflußreichsten Familien Rußlands genießt er alle Privilegien seines gesellschaftlichen Standes und ist unter anderem der beste Freund des Zarensohnes Dimitrij.

Jedoch verbindet die zwei jungen Männer mehr als bloße Freundschaft. Als die schöne Irina zu dem eingeschworenen Duo stößt, wird Zar Nikolaus II. die Angelegenheit doch etwas zu brenzlig.

Entsetzt über die Neigungen seines Sohnes, beginnt der Zar zu grübeln, wie er die innige Verbindung zwischen Dimitrij und Felix unterbinden könnte. Da fällt ihm Rasputin ein, der Heiler aus Sibirien. Eigentlich nur ein Mann aus dem Volk, doch durch die Gabe, den kränklichen Erstgeborenen des Zaren immer wieder von seinen Leiden zu befreien, ein einflußreicher und gefürchteter Mann bei Hofe.

„Und plötzlich fiel dem Zaren Rasputin ein. Natürlich! Wieso war er nicht gleich darauf gekommen? Rasputin konnte Menschen in Tiefschlaf versetzen. Vielleicht konnte er auch etwas tun gegen krankhafte Erscheinungen des Geschlechtsinnes."

Kurzerhand stellt der Zar Felix zur Rede und befiehlt diesem, bei Rasputin vorstellig zu werden. Widerwillig muß Felix gehorchen. Doch wirft das erste Treffen bei Felix nur weitere Fragen auf, anstatt seine Neugier über den sagenumwobenen Wunderheiler zu befriedigen. „Rasputin war mittelgroß und offenbar kräftig, obwohl sein Körper eher schmächtig erschien ... Er mochte um die 40 sein. Einen großen Kopf hatte dieser Abgesandte Gottes ... Er trug, wie alle russischen Bauern, einen kräftigen Bart um Mund und Kinn. Ein Mann also, den er unter normalen Umständen keines Blickes gewürdigt hätte ... War dieser Bauernschädel in Wahrheit ein sehr kluger Kopf? Ein religiöser Philosoph? Oder ein Scharlatan? Guter Gott. Felix war ratlos."

Paradoxerweise macht Rasputin nicht einmal den Versuch, Felix von seiner Zuneigung zu Dimitrij zu lösen, sondern verführt den schönen Jüngling.

Auch wenn dem Buch manchmal etwas der Pepp fehlt, ist „Frost und Sonne" ein historischer Unterhaltungsroman, der den Leser von dem herrschaftlichen Leben der Zarendynastie Romanow ins Schwärmen bringt. Allerdings: Die Schwulengeschichte in dem Roman ist in der Form unnötig und zum Schluß hin einfach nur noch bescheiden und aufgesetzt. *A. Ney*

Asta Scheib: „Frost und Sonne", Hoffmann und Campe, Hamburg 2007, geb., 365 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6395



Unnötige Beweihräucherung

Die Geschichte der linken »taz« aus Sicht eines ihrer Autoren

Der 1961 geborene Literaturkritiker Jörg Magenau war vor allem für linke Medien wie „Freitag" und „taz" tätig. Zwischendurch hat er auch eine Zeit lang für die bürgerliche „Frankfurter Allgemeine Zeitung" geschrieben, was in der heutigen Zeit aber nicht mehr viel zu besagen hat, da das Feuilleton der „Zeitung für Deutschland" nicht gerade als Hort des Konservatismus gilt. Ein wenig verwundert es schon, daß der renommierte Hanser-Verlag ausgerechnet Magenau mit dem Schreiben einer Art Biographie der fast 30 Jahre existierenden Berliner „tageszeitung", kurz „taz", beauftragt hat. Denn es mangelt dem Autor an kritischer Distanz. Statt sauberer Analyse bekommt der Leser oft mehr oder weniger wichtige Anekdoten präsentiert. Diejenigen, welche die „taz" nicht nur als Zeitung, sondern als Lebensform verstehen, werden das Buch trotzdem mit Genuß lesen.

Dem Urteilsvermögen Magenaus ist nicht immer zu trauen. Mit Skepsis sollte man beispielsweise seiner Hauptthese begegnen, wonach in der links-alternativen Gazette sozusagen der „Kernbestand moderner Bürgerlichkeit" enthalten sei. Der Träger des Alfred-Kerr-Preises für Literatur beglückt uns dann mit Sätzen wie: „Das grün-alternative Milieu ist der Beginn eines neuen, moralisch orientierten Bürgertums, das entdeckt, daß zum Linkssein auch bewahrende, konservative Elemente gehören. Das trifft für die Ökologiebewegung ebenso zu wie für die Hausbesetzer, die um den Erhalt der Stadt als eines zivilen Lebenstraums kämpften."

Es stimmt hinten und vorne nicht, wenn der Verfasser die „taz" einerseits als „bürgerliche Institution" stilisiert, andererseits aber zu Recht schreibt, daß ihre Entstehungszeit in den Herbst 1977 fällt, „in dem der Kampf zwischen der RAF auf der einen, dem Staat und der Öffentlichkeit auf der anderen Seite eskalierte". „Die RAF okkupierte mit Antikapitalismus, Antifaschismus und Staatsfeindlichkeit Teile der linke Ideologie, so daß es unmöglich schien, ihr die Solidarität völlig zu verweigern", hält Magenau fest. Dieser Satz liest sich so normal und gewöhnlich, daß man das Ungeheure, das zwischen den Zeilen steckt, fast übersieht. Wie schlecht mußte es um den kritischen Verstand von Redakteuren bestellt sein, die sich nicht ohne Wenn und Aber von einer Verbrecherbande distanzieren?

Um die Zukunft der „taz" muß man sich wahrscheinlich keine Sorgen machen. Diejenigen, die zum Biobauern gehen und sich als Angehörige eines rot-grünen Milieus begreifen, werden weiterhin zu ihrem Leib- und Magenblatt greifen. Doch ist die „taz" wirklich unersetzbar? Auf die „FAZ" könnte das zeitungslesende Deutschland nicht verzichten, denn es gibt kein anderes Blatt von ähnlichem Niveau in diesem Land. Der Politikteil, der Wirtschaftsteil und auch das Feuilleton setzen Maßstäbe, die andere Print-Medien kaum einhalten können. Die Funktion der „taz" könnte jedoch locker von der „Frankfurter Rundschau" oder in Teilen von der „Süddeutschen Zeitung" und selbst dem „Spiegel" übernommen werden.

Die „taz" ist keine wirklich große Zeitung. Sie lieferte Geschichten und nicht Geschichte, daher auch das Anekdotenhafte bei der Schilderung des „taz"-Biotops. Es fehlen vor allem die großen Namen. Klar, Hans-Christian Ströbele hat einst für die Redaktion Brötchen geschmiert. Doch wirklich bedeutende Autoren hatte sie nicht. Und das einige ehemalige „taz"-Redakteure heute an prominenter Stelle bei der einst als Springer-Blatt – Magenau verfällt noch oft in diesen Jargon – herabgewürdigten Tageszeitung „Die Welt" arbeiten, zeigt, wie unterscheidbar die politischen und auch die publizistischen Lager in Deutschland geworden sind (oder wie mühelos manche Journalisten ihre Gesinnungen wechseln). Am Ende befällt einen fast ein ketzerischer Gedanke: Wie wäre es mit einer konservativen oder rechten „taz" für Deutschland? Etwas flotter als die oft gravitätische „FAZ", nicht ganz so opportunistisch und personalpolitisch merkwürdig agierend wie die „Welt". *Ansgar Lange*

***Jörg Magenau: „Die ‚taz' – Eine Zeitung als Lebensform"**, Hanser Verlag, München 2007, 280 Seiten, 21,50 Euro, Best.-Nr. 6394*



Nigerianische Katastrophen

Roman über einen Jungen in Zeiten der politischen Umbrüche

Der Deutsche Taschenbuch Verlag macht die deutschen Leser regelmäßig für kleines Geld mit großen Literaten aus anderen Ländern vertraut. Mit „Graceland" wird ein Werk des nigerianischen Widerständlers Chris Abani einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. „Monumental" und „neue bedeutende Stimme" lautet die auf dem Buchdeckel abgedruckte, positive Beurteilung von der „Zeit" und der „Neuen Zürcher". Doch wie so häufig, wenn jene Publikationen voll des Lobes sind, muß sich der einfache Leser keineswegs dem Jubel anschließen, denn was für die einen ein „komplexer und durchgestalteter Roman" ist, ist für den anderen ein langatmiges Kunstwerk. So auch hier – allerdings nur zu Beginn.

Lagos, 1983, der Jugendliche Elvis lebt in der nigerianischen Hauptstadt bei seinem alkoholsüchtigen Vater und dessen neuer Frau. Er verdient sich sein Geld als Elvis-Imitator, was auf die Touristen einen sehr eigenwilligen Eindruck machen mag.

Hin und wieder schaltet der Autor eine Rückblende ein, in der das Leben des jungen Schwarzen einige Jahre zuvor beschrieben wird. Damals lebten seine Mutter und seine Großmutter noch. Sein Vater war in ihrem Dorf in der Provinz ein Meinungsgeber. Hunger kannte die Familie nicht, allerdings gab es so manches düstere Geheimnis, was der Junge erst später aufdeckt. Trotzdem verläuft das erste Drittel von „Graceland" eher beschaulich, ohne daß der Leser erkennt, wo denn nun das Erzählenswerte ist.

Auf der Suche nach einem besser bezahlten Job kommt Elvis plötzlich ins Drogengeschäft. Später landet er sogar bei der Organmafia und wird Opfer politischer Umstürze. Chris Albani wirft den Jungen aus einfachen Verhältnissen plötzlich in einen Strudel afrikanischer Katastrophen. Militärdiktatur, Unterdrückung der Armen, Zerstörung eines Slums, fehlende Ausbildung und Mangel an Alternativen zur Kriminalität machen die Lage Nigerias in den 80er Jahren deutlich. Bedauerlicherweise wirkt das, was die „Neue Zürcher Zeitung" als „durchgestaltet" bezeichnet, eher konstruiert. *Bel*

***Chris Abani: „Graceland"**, dtv, München 2007, broschiert, 450 Seiten, 9,50 Euro, Best.-Nr. 6396*



Ein langer Prozeß

»Spiegel«-Redakteure über die Entstehung der deutschen Nation

Der „Spiegel" widmet sich in letzter Zeit vermehrt der deutschen Geschichte, nein, keineswegs nur der des 20. Jahrhunderts, auch Spezial-Themen wie Preußen wurden dieses Jahr dem Leser präsentiert. Nun ist das im Frühjahr erschienene Special „Die Erfindung der Deutschen – Wie wir wurden, was wir sind" als Buch herausgekommen. Es bietet zahlreiche interessante Beiträge von „Spiegel"-Redakteuren und Historikern.

Eindrucksvoll wird dargestellt, daß „der Weg zur nationalen Einheit höchst langwierig und mühevoll sein kann". Von Karl dem Großen bis zu Bismarck und sogar noch ein wenig darüber hinaus reicht die Zeitspanne, in denen die Autoren Meilensteine der Entwicklung des Deutschwerdens erkennen. Gleich zu Anfang verdeutlicht eine farbige Karte aus dem Jahre 1547 wie reich an Einzelherrschaftsbereichen das Heilige Römische Reich Deutscher Nation damals war. Wobei selbst dieses ja schon eine Vorstufe der Einigung war. Jahrhunderte zuvor lagen verschiedene Stämme durch die Lande, ohne daß Gemeinsamkeiten vorhanden waren. Und ohne, daß ein Kaiser oder König etwas geplant hatte, verschmolzen die „Geschlechter aus Bayern, Sachsen, Thüringen oder Schwaben" in Schüben zu einem Volk.

Stück für Stück schildern die Autoren, was es war, was jene einte, die immer mehr Gemeinsamkeiten entdeckten, aus denen sich später eine gemeinsame Abstammung ableitete. Am Anfang stand: die Sprache.

Neben der Erfindung des Buchdruckes und der Luther-Bibel sehen die Autoren die Leistungen des Königsberger Gelehrten Johann Christoph Gottsched für die deutsche Sprache als eine der wesentlichen Vorstufen zur gemeinsamen deutschen Identität.

Erst waren es nur Studenten und Intellektuelle, die, nach Gemeinsamkeiten suchten, später kam das Bürgertum hinzu. Doch: „Die ‚Deutsche Bewegung' (ab Mitte des 18. Jahrhunderts) ... ist noch keine nationale Bewegung im engeren Sinne, hat kein politisches Programm und keine politische Mitte."

Aber auch über Rückschläge im Prozeß der Deutschwerdung schreiben die Autoren. Ob Dreißigjähriger Krieg, Niederlage der damals linken und antiautoritären Burschenschaften oder die an der Vielzahl ihrer Modernisierungsaufgaben scheiternde Frankfurter Paulskirche, alles warf die Nation in ihrer Werdung zurück.

Die „Spiegel"-Redakteure beschreiben die deutsche Nationenfindung als einen Prozeß, der von der Mitte der Gesellschaft angestoßen wurde, der aber später von den Herrschenden ausgenutzt wurde, um ihre Untertanen in ihrem Sinne zu lenken. „Die Koppelung von Vaterlandsliebe und Heldentod blieb einem Mathematikprofessor überlassen: Thomas Abbt. Sein Aufruf zum ‚Tod für das Vaterland', 1761 erschienen, werte te den Krieg völlig um", so Ute Planert, Professorin für Neuere Geschichte, und sie erwähnt, wie Regierende sich diese Opferbereitschaft zunutze machten. Die Identifikation war da, und die Heimat mußte nach außen hin aus dem eigenen Willen verteidigt werden.

Während die Autoren den Nationalismus bis 1871 als liberal, positiv und natürlich bewerten, heißt es weiter: „Im neuen Reich aber veränderte sich sein Charakter. Er wurde zunehmend nicht nur durch konservative, arrogante, expansionistische Elemente bestimmt, im Schatten heftiger industrieller Depressionen geriet der Nationalismus auch zum Kompensationsmittel, das über Widrigkeiten des Alltagslebens hinweghalf ..." Hiernach hätten Politik und Wirtschaft den Nationalismus benutzt, wo sie zuvor als Mitläufer von Sprache und Kultur ihn beflügelt hätten.

Doch wer hat die Deutschen denn nun erfunden? Schließlich lautet der Titel „Die Erfindung der Deutschen", was eher den Eindruck von Künstlichkeit, denn Natürlichkeit vermittelt. Doch nein, Deutsche brauchen jetzt nicht in eine Identitätskrise zu stürzen, die „Spiegel"-Redakteure bestätigen äußerst anschaulich, daß die Deutschen kein Produkt aus der Retorte sind, nur gab es „die Deutschen" eben nicht vom Anfang der Menschheitsgeschichte an – auch wenn diese Theorie zeitweise im Trend lag. „Wie wir wurden, was wir sind", so der Untertitel, gibt denn auch einen wesentlichen Hinweis auf einen Prozeß des Werdens, der in erster Linie natürlichen Entwicklungen folgte, zeitweise jedoch von der Mitte oder oben aus der Gesellschaft angestoßen wurde. *Rebecca Bellano*

***Klaus Wiegrefe, Dietmar Pieper (Hrsg.): „Die Erfindung der Deutschen – Wie wir wurden, was wir sind"**, Spiegel / DVA, München 2007, geb., 320 Seiten, 19,95 Euro, Best.-Nr. 6397*



Reise ins alte Tilsit

Geschichte einer Stadt

Die Autorin Traute Englert, 1931 in Tilsit geboren, fährt zum ersten Mal nach der Grenzöffnung mit dem Zug von Berlin nach Königsberg zum Besuch ihrer Heimatstadt. Im Zug lernt sie einen Mitreisenden kennen, der ihr auf unerklärliche Weise vertraut ist und mit dem sie unvermutet eine gemeinsame Zeitreise in die Vergangenheit antritt und im westlichem Ostpreußen im 14. Jahrhundert landet, wo sie gemeinsam zu Pferde in Richtung Tilsit reiten.

Ihr Begleiter erweist sich als kompetenter Sachkenner der Zeitgeschichte und Zeitgeschehnisse und führt sie, mit Antworten auf ihre Fragen, durch die Geschichte der Stadt Tilsit.

In einem mitreißenden Erzählstil wird in diesem Roman, der sich auf historische Quellen stützt, die Stadtgeschichte Tilsits spannend erzählt, beginnend 1360 mit der ersten Besiedlung und dem Bau der Burg Splitter bis zum Ende der Stadt, Ende 1944 mit der Flucht der Autorin. Nicht nur zeitgeschichtliche Ereignisse der Stadt, sondern auch die Lebensumstände der Bevölkerung in den einzelnen Zeitepochen werden beschrieben und betrachtet.

Man erfährt viel über die Motive der Klostergründung in Tilsit und deren Auswirkungen auf die Stadtentwicklung, lernt das Rechtswesen im mittelalterlichen Tilsit kennen, ist erstaunt über die Aktivitäten und den Aufenthalt der drei Monarchen Zar Alexander I., Napoleon und Friedrich Wilhelm III. 1807 in Tilsit und bewundert die Ruhe und Disziplin der Bevölkerung Tilsits während der russischen Besetzung 1914.

Die Ereignisse und Geschehnisse in der Stadt Tilsit ab zirka 1933 werden durch die Erinnerungen der Autorin an diese Zeit verdeckt, ihre Erklärungen zu diesem Zeitabschnitt sind daher auch sehr persönlich.

Alles in allem ist der Autorin Traute Englert aber ein Roman gelungen, der die Stadtgeschichte Tilsits spannend wiedergibt, und ist es ein Genuß, Geschichte in dieser Form vermittelt zu bekommen. *Gernot Grübler*

***Traute Englert: „Fluch der Mönche"**, Bod, Norderstedt, 394 Seiten, 32,80 Euro, Best.-Nr. 6398*





Heinz Schön
Ostpreußen 1944/ 45 im Bild
Endkampf- Flucht - Vertreibung
Geb., 157 Seiten
Best.-Nr.: 6376, € 25,95

Oswald Spengler
Jahre der Entscheidung
Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung

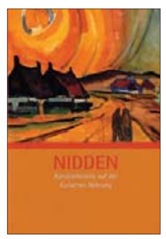
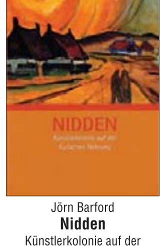
Es gibt Bücher, die sind wie Stimmen gegen die eigene Genügsamkeit. Sie sind wie der Blick auf eine Natur, die im Garten der Zivilisation gar nicht mehr vorkommt, weil selbst die starken Charaktere sich mittlerweile vor ihr föchten. Sie bewirken einen Zustand der Wachheit und des Mutes, der den Menschen bisweilen tiefer und weiter sehen läßt, nämlich auf seine eigene Exklusivität. Jenseits der sozialen Gewohnheiten beginnt das Abenteuer, beginnt das Wagnis philosophischen und politischen Menschseins, reifen Visionen anderer Realitäten, sprechen Instinkte, die noch nicht durch das betäubt sind, was sich heute „Mehrheit" nennt.

Oswald Spengler war ein solcher Visionär des geschärften, wachen Blicks. Sein letztes und wichtigstes Buch „Jahre der Entscheidung", ist ein Weckruf gegen die Agonie des aristokratischen, selbstverantwortlichen Geistes, die im Dritten Reich eingesetzt hat und in der globalen Massendemokratie von heute ihr Ende zu finden droht. Er beschreibt eine Entwicklung, die nicht mehr bevorsteht, sondern uns längst erfaßt hat, nämlich die Verwandlung des westlichen Menschen vom Täter zum Opfer einer übergezogenen Moral, die ihn, statt bedächtig und nüchtern Zukunft zu gestalten, zwischen Beliebigkeit und Hysterie herumirren läßt. Spengler versucht, das Ganze der Entwicklung im Auge zu behalten, weil nur dadurch auch jene Gefahren, die keine unmittelbaren sind, erkannt werden können. Deshalb fordert er von der Politik Weitsicht und einen kühlen Tatsachensinn, der sowohl vor Weltmachtsträumereien als auch vor utopischer Sozialromantik bewahrt. Er will daran erinnern, daß Politik, ohne sittliche Imperative und ein verbindliches Ethos, keine Staatskunst ist, sondern bloß die Verwaltung und Versorgung sinnentleerter Massenmenschen.

Geb., 180 Seiten
Best.-Nr.: 6390, € 19,90

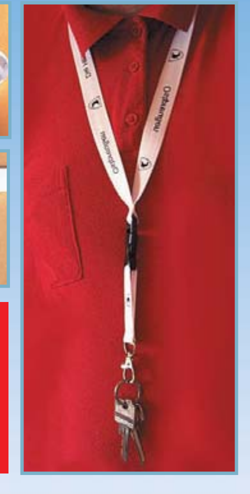


Bernd Ingmar Gutberlet
Die 50 größten Lügen und Legenden der Weltgeschichte
Geb., 269 Seiten
Best.-Nr.: 6377, € 16,95

Jörn Barford
Nidden
Künstlerkolonie auf der Kurischen Nehrung
Kart., 156 Seiten m. zahlr. Abb.
Best.-Nr.: 6382, € 14,00

OSTPREUSSEN-
Die Heimat unvergessen!



Ostpreußen-Schlüsselband
Umlauftext:
Ostpreußen-Die Heimat unvergessen!
Schlüssel-Umhängeband mit Haken und Clip zum leichten Lösen. Länge: 550 mm, Breite: 20 mm
Best.-Nr.: 6329, € 4,95

Buch der Woche



Gerhard Wisnewski
Lügen im Weltraum
Von der Mondlandung zur Weltherrschaft

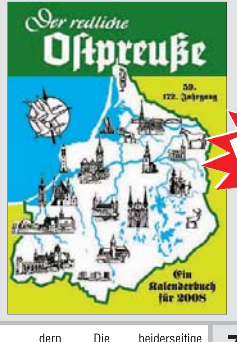
Im Fadenkreuz: die Erde. Wollen Weltraummächte wie die USA wirklich ferne Planeten erobern - und zwar friedlich? Oder nicht doch ziemlich bekannte Planeten - und zwar unfriedlich? Zum Beispiel die Erde. Vom ersten Flug in den Orbit über den ersten Weltraumspaziergang bis zur Mondlandung - von Anfang an gab es Ungereimtheiten bei der Eroberung des Weltalls. Sie führen auf die Spur eines gewaltigen Täuschungsmanövers: Unter dem Deckmantel der zivilen Raumfahrt werden Militärapparate gemästet und heimlich Waffen stationiert. Ziel der Mobilmachung im All: die Weltherrschaft. Im Fadenkreuz: die Erde und jeder Einzelne von uns. Bestsellerautor Gerhard Wisnewski spürt den wahren Absichten der Mächte und Siegermächte im All nach und entwirft ein beängstigend realistisches Szenario über den Terror aus dem Orbit.

Kart., 490 Seiten
Best.-Nr.: 6384, € 12,95

Peter F. Müller, Michael Mueller, Rudolf Lambrecht, Leo Müller
Der Fall Barschel
Ein tödliches Doppelspiel
Geb., 432 Seiten,
Best.-Nr.: 6344, € 19,90

Hans-Burkhard Sumowski
„Jetzt war ich ganz allein auf der Welt"
Ein Junge überlebt den Untergang Königsbergs.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 6316, € 19,95

Der redliche Ostpreuße 2008
Die Fortsetzung des illustrierten Familienkalenders „Der redliche Preuße und Deutsche" nun „Der redliche Ostpreuße" genannt, begleitet uns im 172. Jahrgang noch zuverlässig durch das Jahr. Carl Ludwig Rautenberg gab 1830 das erste Kalender-Jahrbuch heraus, das nur durch die Jahre des Krieges unterbrochen bis heute erscheint. Mit ausführlichen Kalendarium, zahlreichen Abbildungen, Geschichten, Anekdoten und Gedichten auf über 120 Seiten erinnert er an die Heimat.



128 Seiten, ca.20 Abbildungen, 15 x 21 cm
Best.-Nr.: 6279, € 9,95

John J. Mearsheimer, Stephen M. Walt
Die Israel-Lobby
Wie weit geht die Solidarität mit Israel?
Wie die amerikanische Außenpolitik beeinflusst wird.
Seit seinem Bestehen wird Israel von den USA und - aus begreiflichen historischen Gründen - Deutschland politisch und wirtschaftlich unterstützt. Doch die uneingeschränkte Solidarität schwindet. Nun brechen zwei Experten mit fundierter Kritik ein Tabu und lösen eine überfällige Debatte aus.
Geb., 503 Seiten
Best.-Nr.: 6379, € 24,90



Sonder-Angebot! *Mängelexemplare*



Herbert Finck
Geopferte Jugendjahre
Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr. 5716, Statt € 9,00, Nur noch € 2,95, Ersparnis 87 %



Hans Zeidler
Als Ostpreußen verloren ging
Kart., 63 Seiten
Best.-Nr.: 6024, Nur noch € 1,95



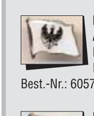
Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

Tim Newark
Mussolini, Hitler und die Mafia im Krieg
Die Mafia gehört zu den mächtigsten und einflußreichsten Phänomenen der organisierten Kriminalität, die die Welt bisher gesehen hat. Dieses Buch versucht Licht in eine mythenumwobene Phase in der Geschichte der Mafia zu bringen. Es setzt beim Kampf Mussolinis gegen die Mafia ein und schildert, wie es dem „Duce" gelang, die Mafia fast zu zerstören bzw. in die Bedeutungslosigkeit abzudrängen. Eine Reaktion auf diesen Feldzug Mussolinis gegen die organisierte Kriminalität auf Sizilien und in Süditalien war deren Absetzen in Richtung USA, wo es der „ehrenwerten Gesellschaft" gelang, sich zu „reorganisieren". Nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten im Dezember 1941 kam es zu einer Art „Deal" der US-Regierung mit der Mafia, die sich ihre „besonderen" Beziehungen und ihren Einfluß zunutze machte. Auf diese Weise gelang es zum Beispiel, Sabotageakte deutscher Agenten zu verhindern. Die beiderseitige Zusammenarbeit ging allerdings nicht so weit, wie immer wieder gemutmaßt wird. Newark, der für seine Arbeit bisher teilweise unveröffentlichte Geheimdokumente aus der Kriegszeit sichten konnte, verweist die Vorstellung, daß die Mafia einen großen Anteil an der Eroberung Siziliens und Süditaliens gehabt hat und als Gegenleistung mehr oder weniger freie Hand bekommen hätte, in das Reich der Legende. Hier anzusiedeln ist im übrigen wohl auch die Behauptung, daß die Mafia ein Attentat auf Adolf Hitler geplant haben soll. Aber auch so weiß Newark noch genug Erstaunliches über die stillschweigende Zusammenarbeit von Mafia-Größen wie Luck Luciano, Meyer Lansky, Frank Costello oder Vito Genovese mit der US-Regierung zu schildern.
Der Autor
Tim Newark ist Herausgeber der Zeitschrift „Military Illustrated", einem führenden britischen militärhistorischen Magazin. Er ist als Autor zahlreicher militärhistorischer Bücher hervorgetreten und arbeitet als Drehbuchautor und historischer Berater der BBC.
Geb., 250 Seiten, mit zahlr. Abb.
Best.-Nr.: 6392, € 19,90



Zeigen Sie Flagge!

Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück: Flaggen-Anstecker mit emaillierter Oberfläche und Steckverschluss.
Maße: ca. 17 x 12 mm



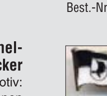
Preußen-Anstecker
Motiv: Preußenadler,
Best.-Nr.: 6057



Königsberg-Anstecker
Motiv: Königsberg-Flagge,
Best.-Nr.: 6056



Memel-Anstecker
Motiv: Stadtwappen Memel
Aufschrift: „Memel"
Best.-Nr.: 6364



Ostpreußen-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Provinzwappen,
Best.-Nr.: 5889

Elchschaufel-Anstecker
Motiv: Ostpreußen-Flagge mit Elchschaufel,
Best.-Nr.: 6055







Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 Min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95





Bekannte Soldatenlieder
– Folge 2 –
12 Titel, Inhalt: Kehr' ich einst zur Heimat wieder, Wir lagen vor Madagaskar, Ich hatt' einen Kameraden, Der mächtigste König im Luftrevier, u.a.
Gesamtspielzeit: 35 Min
Best.-Nr.: 5754, € 9,95




Bekannte Soldatenlieder
– Folge 3 –
20 Soldatenlieder: Ruck-Zuck!, Die ganze Kompanie, Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, Der Gott, der Eisen wachsen liess, Ich hab mich ergeben, u.a.
Laufzeit: 49 Min
Best.-Nr.: 6078, € 9,95

Ein stolzes Lebenswerk

Otto Boris wurde vor 120 Jahren in Lubjewen geboren und starb vor 50 Jahren in Hamburg

Von Ruth Geede

Er galt als einer der erfolgreichsten Tierschriftsteller, sein Name wurde in einem Atemzug mit Hermann Löns, Paul Eipper und dem wohl prägnantesten Naturschilderer seiner Zeit, Svend Fleuron, genannt. Über 60 Bücher hat er geschrieben, einige erreichten hohe Auflagen, wurden in andere Sprachen übersetzt, aber kaum eines seiner Werke ist heute noch in Bibliotheken zu finden, obgleich immer wieder danach gefragt wird: Otto Boris, ein Mensch, der die Natur liebte, ihre Gesetze und Geheimnisse zu ergründen versuchte, um sie in Wort und Bild wiederzugeben, gehört zu den fast Vergessenen. Sein 50. Todestag am 18. September ist ein guter Anlaß, ein Bild dieses Mannes zu zeichnen, dessen künstlerisches Schaffen eine erstaunliche Bandbreite aufweist, das sich aber immer in den von ihm gesetzten Rahmen einfügt, die Natur in ihrer Ursprünglichkeit und unverfälschten Schönheit dem Leser näher zu bringen.

Kein Wunder, denn der Autor Otto Boris war Ostpreuße und dort aufgewachsen, wo das Land am einsamsten ist, in Masuren, dicht an der damals polnisch-russischen Grenze. Er hat viel über seine in eine fast archaische Landschaft eingebettete Kindheit und Jugend geschrieben, aber aus der Erinnerung heraus, denn als 1927 sein erstes Buch erschien, hatte er die Heimat

In einem Atemzug mit Löns genannt

bereits verlassen. Erst als Enddreißiger entdeckte der Vielbegabte, der sich in erster Linie als Maler sah, seine Befähigung zum Schreiben – da lebte er schon in Berlin.

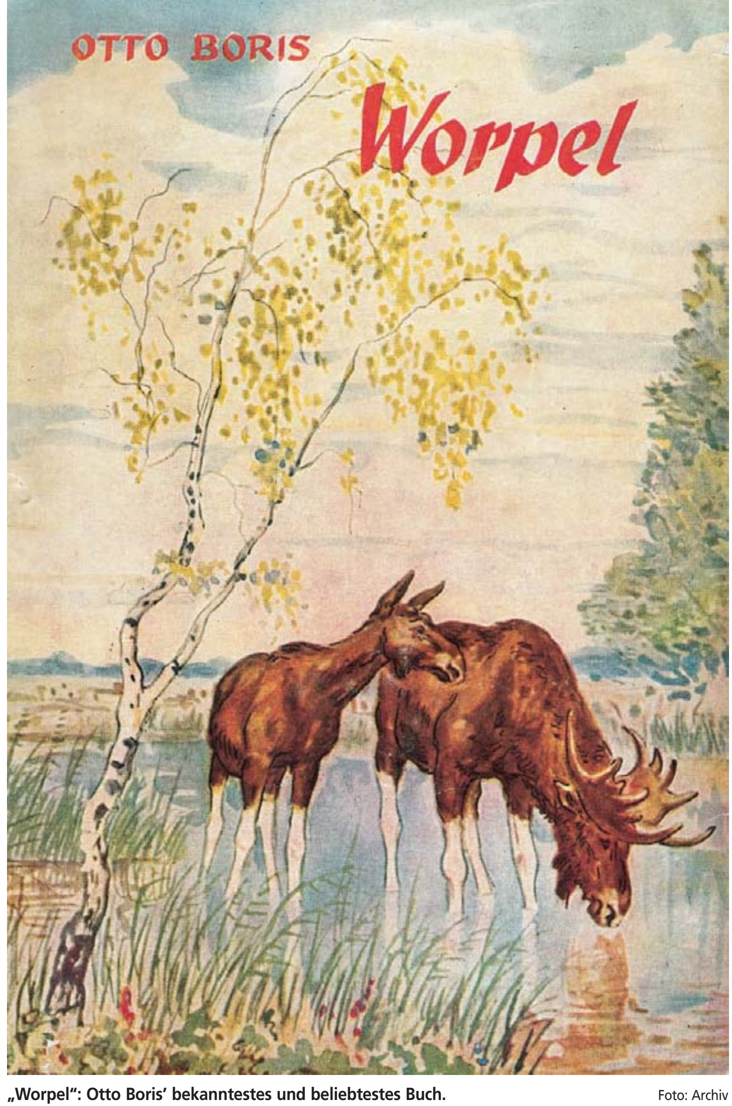
Otto Boris wurde am Heiligen Abend 1887 in Lubjewen bei Nikolaiken geboren und als Christkind unter den Weihnachtsbaum gelegt. Weil er so winzig war, hielt seine Schwester ihn für eine Puppe. Es war aber eine höchst lebendige, die das kleine Schulhaus mit kräftigem Krähen noch mehr belebte. Denn der Vater war der einzige Lehrer der einklassigen Dorfschule, er schrieb seinen Namen übrigens mit ß, das sein Sohn später in ein einfaches s umwandelte. Es wurde, als Otto Boris als Maler und Schriftsteller bekannt wurde, als Künstlername gedeutet, mit dem der vielseitig Begabte bewußt seine östliche Herkunft herausstellen wollte. Es geschah aber wohl wegen der unterschiedlichen Schreibweise – denn früher wurde das ß als hs geschrieben, mit Maschinenschrift mit zwei s –, da erschien ihm seine gewählte Form praktikabler. Jedenfalls sah er sich selber als Nachfahre eines alten Jäger- und Sammlervolkes, was seine feste Einbindung in eine unberührte Natur, in Wald und Wildnis, belegen könnte.

Wie bei vielen begabten Menschen setzt die Erinnerung früh ein, und sie beginnt bei Otto Boris in dem kleinen Schulhaus im letzten Zipfel der Johannisburger Heide, in Gehsen, dicht an der Grenze. Dorthin wurde der Vater versetzt, als der Sohn noch nicht einmal zwei Jahre alt war. Es war ein bescheidenes Leben, die acht Morgen Land, die zu diesem dicht am Walde gelegenen Haus gehörten, benötigte die Familie zum Lebensunterhalt. Otto wuchs mit Bruder und Schwestern in einer eigenen kleinen Welt auf, die weniger von Menschen als von Tieren und Pflanzen bestimmt war. Da war die große Kiefer, die am Waldrand stand, dicht am Zaun des Hauses, durch den der Junge kroch, kaum, daß er laufen konnte, um sich dort in den Sand zwischen den Baumwurzeln zu kuscheln wie in ein Wiegennest. Er liebte diesen Baum über alles, er war sein Freund, sein Beschützer, er sprach mit ihm, er wurde ein Teil von ihm. Wenn die Mutter ihren Jüngsten suchte, dann wußte sie, wo sie ihn zu finden hatte. Diesen Baum hat er nie vergessen, er wurde für ihn zum Lebensbaum, zum Symbol für sein späteres Schaffen, das immer mit der Natur verbunden blieb.

Aber er hat auch andere Erinnerungen an jene Zeit an der Grenze, an der damals viel geschmuggelt wurde. So verschwand die prächtige schwarzweiße Herdbuchkuh, die sich der Vater angeschafft hatte und die sein ganzer Stolz war, denn sie erbrachte eine für diese magere Gegend geradezu sagenhafte Milchleistung. Sie war nicht zu finden, bis sie eines Tages jenseits der Grenze entdeckt wurde. Der Vater konnte sie als die seine identifizieren und holte sie zurück. Boris hat diese Begebenheit in einer Geschichte aus seiner Kindheit und Jugend geschildert, die er erst als 60jähriger schrieb. Aber literarisch verarbeitet hat er diese Zeit bereits in seinem ersten Buch „Um die Grenze“, einem Masurenroman, der 1927 erschien. Da hatte Boris endlich zu seiner eigentlichen Bestimmung gefunden, dem schriftstellerischen Schaffen.

Bis dahin war es ein weiter Weg von der Geborgenheit der Kindheit bis zu einem unsteten Leben als freier Künstler in Berlin gewesen, ein Ruheloser, den weder seine erste berufliche Tätigkeit als Volksschullehrer im nördlichen Masuren noch – nach dem Studium an der Königsberger Kunstakademie – als Zeichenlehrer an einer Oberschule in Pillau befriedigen konnte. Da er im Ersten Weltkrieg einen Lungenschuß bekommen hatte, wurde er 1924 pensioniert und wurde freischaffender Maler in Berlin. Er schuf Tier- und Landschaftsbilder, Stilleben, Porträts, aber auch Karikaturen, illustrierte für einen großen Verlag Werke der Weltliteratur wie Defoes Robinson Crusoe und der deutschen Klassik, so Goethes Götz und den Egmont, Hebbels Agnes Bernauer und den „Prinz von Homburg“ von Kleist. Da Boris aber eine Familie zu ernähren hatte – nach einer gescheiterten frühen Ehe hatte er noch in Königsberg Gertrud Pasternaci geheiratet, in Berlin wurde Tochter Silke geboren –, verfaßte er Beiträge für Berliner Zeitungen, zuerst über die bildende Kunst, aber dann wurden es kleine Erzählungen, Kurzgeschichten, Tierschilderungen, die in seiner Kindheit in der Heimat wurzelten. Sie veranlaßten den Kritiker und Kunsthistoriker Paul Fechter, der als geborener Westpreuße die Begabung des Schreibers und sein durch Erleben erworbenes Wissen erkannte, Otto Boris anzuregen, einen Roman zu schreiben. So entstand sein Erstling „Um die Grenze“, dem bald eine Erzählung aus prussischer Vorzeit, „Der Schlangenpriester“, folgte.

Sein schriftstellerisches Schaffen aber brach sich erst in Hamburg Bahn, wohin Otto Boris 1934 nach einem Zwischenspiel in Hannover und erfolgter Scheidung von seiner zweiten Frau gezogen war. Der schwierige und unstete Künstler fand hier festen Boden, auch in realem Sinne, denn er erwarb, nachdem er endlich finanziell durch seine Bucherfolge gesichert war, ein Haus mit Garten im Hamburger Vorort Rahlstedt. Hier schuf er sich eine eigene, etwas verwunschene Welt, in der die Natur die Dominante spielte. Seine dritte Frau hielt ihm alles fern, was ihn stören konnte. In diesem Refugium entstanden die meisten seiner Tier- und Jagdgeschichten, Romane, Novellen, von denen viele ihre Wurzeln in Ostpreußen haben. Es war, als hätte Boris seine in der Heimat erlebten Naturbeobachtungen jahrzehntelang gespeichert, sie wurden dann zu einem nie versiegenden Kraftquell für seinen nunmehr endgültigen Beruf, den er wohl jetzt als Berufung empfand. Allein in seinem ersten Jahr im eigenen Rahlstedter Haus veröffentlichte er neun Bücher, darunter „Masurens Wälder rauschen“, seine Kindheits- und Jugenderinnerungen. So wurde er zu einem der erfolgreichsten und auflagenstärksten deutschen Schriftsteller jener Jahre.



„Worpel“: Otto Boris’ bekanntestes und beliebtestes Buch. Foto: Archiv



Einige Bücher wurden in andere Sprachen übersetzt, erschienen auch in Blindenschrift und sogar in Stenographie!

Den Weg dahin hatte vor allem „Aldi, die Geschichte eines Storches“ gebahnt. Eine breite Spur zog dann sein bekanntestes und beliebtestes Buch „Worpel“ – die Jugendgeschichte eines Elches. Es erschien 1936 und wurde auf Anhieb ein Bestseller. Im deutschen Elchland Ostpreußen, wo die Geschichte spielt, wurde das Buch auch mit besonders kritischen Augen gelesen, aber bald verschwand jeder Anflug von Skepsis. Man war einfach gefesselt von der Art, wie Boris diese Tiergeschichte erzählte und so Land und Tier neu entdeckte. Denn zwar sind Worpel und andere Elche die Hauptpersonen, aber sie sind ein Teil der einsamen Landschaft und ihrer Menschen, die der Autor mit großer Kenntnis schildert, zumal er auch das historische Zeitkolorit mit breiten Strichen zeichnet, das nach dem Ersten Weltkrieg politisch spannungsgeladene Land um Haff und Memel. Otto Boris hat, wie ihm manchmal vorgeworfen wurde, die Tiere nicht vermenschlicht, er gibt ihnen zwar die Sprache, aber sie dient zum Dialog mit dem Leser, bezieht ihn stärker ein in ihre Welt, macht sie ihm verständlich. Das zeigt sich auch in einem weiteren Tierbuch, das zu seinen besten gehört: „Mein Uhu Gunkel und seine Zeit“.

Damit war der weitere Weg des besessenen Schreibers als Tierschriftsteller vorgezeichnet. Von seinem Schreibtisch aus erforschte er für seine Leser die Wunder von Fauna und Flora, nicht nur die einheimischen, sondern auch die fremder Länder, die er selber nie bereiste, aber mit großer Sorgfalt erarbeitete. Die Palette seines Schaffens allein auf diesem Gebiet ist breit gefächert, seine Tiergeschichten reichen vom Gorilla „Mungi“ bis zum Eisbären „Nanuk“, von „Arbo“, dem Elefanten bis zum „Einzelgänger“, der Geschichte eines Jaguars, oft ins Abenteuerliche driftend wie in den Büchern „Lebensgefahr im indischen Dschungel“ und „Der Schlangengott am Amazonas“. Aber er läßt auch „Schlichte Seelen“ nicht aus – so betitelt er ein Buch über die Tierwelt aus Wald und Feld, schreibt über Raben und Füchse, Wölfe und Rehböcke und auch über Haustiere wie „Kater Murrner“ und „Dackel Murzel“. Derber ist da schon der Humor in den Romanen und Erzählungen, sie spielen meist in seiner Heimat, die er früh verließ und zu der er als später Erzähler in der Erinnerung wieder zurückfand. Gerade diese Tierbücher weisen eine hohe sprachliche Qualität auf. Das bestätigt auch der Rahlstedter Studienrat Jürgen Wittern, der in einer Kurzbigraphie das Wirken des Künstlers eingehend behandelt

Seine ostpreußische Heimat lieferte die Motive

(Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kunst 2005), in dem er schreibt: „Otto Boris gelingt es, aus dem Verstehen ihrer Wesensart, quasi ihrer Seele, Tierpersönlichkeiten zu schildern und durch seine anschauliche, treffsichere Sprache ihr Leben in der ihr eigenen Umwelt und in Beziehung zu anderen Tieren romanhaft darzustellen. Der Leser fühlt sich mit einbezogen, erlebt mit Spannung das Geschehen und erfährt unaufdringlich, wie nebenbei, viele neue Einzelheiten aus dem ihm oftmals so fremden Reich der Natur. Mit der Schilderung der Landschaft und der Pflanzenwelt läßt Boris romantische Stimmungsgemälde entstehen, aus denen aber bisweilen die Unbarmherzigkeit der Überlebenskämpfe in der Natur hervorbricht.“

Auch in jedem seiner späteren Lebensjahre brachte Otto Boris mindestens ein Buch heraus, erst der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Otto Boris verstarb im 70. Lebensjahr nach kurzer, schwerer Krankheit in seinem Rahlstedter Heim inmitten der Gartenwildnis, in der er vielen Tieren eine Heimstatt bot. Wie er in seinem Buch „Mein Garten“ schreibt: „Alle sind aufrichtige Wesen. Es ist keine Falschheit, keine Hinterlist, keine Politik bei ihnen zu finden. Sie leben, lieben, singen, zeugen, erziehen ihre Kinder, sie leben am Herzen Gottes, und mitunter will es mir scheinen, daß sie ihm näher sind als wir Menschen mit unserer vielgepriesenen Intelligenz. Jedenfalls steht fest, daß sie ihn nicht zu suchen brauchen, denn sie haben ihn nie verloren!“

Otto Boris war seiner Zeit weit voraus. Wie gut hätte er in die heutige Zeit gepaßt. Aber seine Bücher, die nach dem Krieg noch als Erstausgaben wie „Meine schönsten Tiergeschichten“ oder als Reprint erschienen, sind vergriffen – insgesamt 63 Titel. Ein stolzes Lebenswerk!

Aus Otto Boris’ »Worpel«

Es war ein ereignisreicher Tag für Worpel. Mutter Elke zog leise, fast unhörbar gegen den Wind. Mit atemloser Spannung folgten ihr die anderen. Und nun spürte Worpel eine Witterung, die ihm sehr wenig zusagte. In den Läufen empfand er ein merkwürdiges Schwächegefühl. Die Rückenhaut zog sich schmerzlich zusammen, so daß sich die Haare wie eine Bürste aufstellten. Noch einmal nahm Elke Wind, dann ging sie in scharfem Troll ab. Ihr Volk brauste hinterher. In einem dichten Dschungel von Jungerlen standen sie unter. Worpel erlag der Neugier. Trotz Warnung wagte er sich hinaus. Und da stand er kaum 50 Schritt vor einem Wesen, das sich ungeschickt auf den beiden Hinterläufen fortbewegte. Jetzt hatte es ihn gesehen und heftete seinen Blick auf ihn. Es war Förster Timm, der Elchvater, wie ihn seine Kollegen nannten. Schmunzelnd strich er den graumelierten Knebelbart und sagte: „Der Bursche wird! Das ist ein Zukunftshirsch. Das hast du brav gemacht, Elke. Wenn er nur nicht den Wilddieben in die Hände fällt!“



Otto Boris Foto: Archiv

Das Ostpreußenblatt

Nr. 42 – 20. Oktober 2007



MELDUNGEN

Protestantisches Kirchenjubiläum

Allenstein – Feierlich begann die evangelisch-augsburgische Pfarrgemeinde in Allenstein das Jubiläum ihrer Kirche. Am 15. Oktober war es 130 Jahre her, seit das Kirchengebäude unter dem Namen „Christus der Erlöser" in der Allensteiner Altstadt eingeweiht worden war. Die Feierlichkeiten begannen schon am vorausgegangenen Sonnabend mit einer Gebietskonferenz, die der Geschichte der evangelisch-augsburgischen Kirche in Masuren gewidmet war. Die Konferenz wurde ergänzt durch einen Auftritt des Pfarr-Chores und die Vorstellung des Buches „Evangelische: Geistliche und Pfarrangehörige". Einer der Verfasser dieser Monographie ist Erwin Kruk. Dieser Allensteiner Schriftsteller, Dichter und ehemalige Senator ist 1941 im östlich des Kaunen-Sees und achteinhalb Kilometer nordwestlich von Neidenburg gelegenen Dorf Gutfeld 1941 zur Welt gekommen. Das evangelisch-augsburgische Kirchengebäude in Allenstein wurde im neugotischen Stil erbaut. Bereits kurz nach der Beendigung der Bauarbeiten mußte es schon wegen der Vergrößerung der Gemeinde umgebaut werden. 1939 wohnten in Allenstein 14 000 Protestanten, heute sind es noch 500.

Reise der Schloßberger

Schloßberg – Die Kreisgemeinschaft Schloßberg / Pillkallen (Ostpr.) führt vom 19. bis 31. Mai 2008 eine Erlebnisreise mit dem Fernreisebus in das südliche und nördliche Ostpreußen durch. Die Reise geht unter anderem über Kolberg und Marienburg nach Königsberg. Die Marienburg wird besichtigt; der Oberländer Kanal wird besucht; in der ostpreußischen Hauptstadt wird eine Stadtrundfahrt unternommen und der Dom besichtigt. Es folgt eine Fahrt entlang der Samlandküste auf die Kurische Nehrung. Dort werden die Vogelwarte Rossitten und Pillkoppen angelaufen. Die Weiterreise erfolgt über Gumbinnen mit seiner Salzburger Kirche nach Insterburg. Von dort geht es nach Tilsit, Ragnit, Schloßberg und Haselberg. Dort wird Folklore geboten. Weiter geht die Fahrt über Heiligelinde nach Sensburg. Nikolaiken wird besucht, und auf dem Spirdingsee geht es per Schiff bis nach Niedersee. Die Weiterreise erfolgt über Frauenburg, wo der Dom besichtigt wird, nach Danzig. Eine Rundfahrt nach Zoppot und Oliva sowie ein Stadtrundgang stehen auf dem Programm. Von Danzig beginnt die Rückfahrt zunächst bis Stettin, wo eine Stadtrundfahrt vorgesehen ist. Am 13. Tag geht es wieder in die Bundesrepublik Deutschland. Weitere Informationen erhalten Interessierte über Ch.-Jörg Heidenreich, Bockwischer Weg 22, 25569 Kremperheide, Telefon (0 48 21) 8 88 15 80, Fax (0 48 21) 8 88 15 81, E-Mail: joergheidenreich@web.de, bei dem auch bis zum 20. März 2008 die Möglichkeit besteht, sich anzumelden.

Geteiltes Echo auf Glücksspielzone

»Königsberger Las Vegas« an der Ostseeküste zwischen Palmnicken und Kirpehnen geplant

Von Jurij Tschernyschew

Schon seit längerem waren die Planungen bekannt, das Glücksspiel in der Russischen Föderation zukünftig auf sogenannte Glücksspielzonen zu beschränken, doch wo sich diese Zonen befinden sollten, war noch offen. Jetzt ist es amtlich. Die Russische Staatsduma hat entschieden, wo ab 2009 sogenannte Glücksspielzonen eingerichtet werden sollen und daß das Königsberger Gebiet dazugehört.

Die Reform der Glücksspielbetriebe soll in Etappen durchgeführt werden. Bis zum 1. Juli des kommenden Jahres sollen die kleineren Kasinos und Glücksspielsäle dichtmachen. Danach müssen Kasinos mindestens 800 Quadratmeter Fläche haben sowie Spielsäle 100 Quadatmeter Fläche und 50 Automaten. Daraus kann man schon jetzt schließen, daß die Mehrheit der Spielhallen in Königsberg (von denen es derzeit mehr als genügend gibt) verschwinden wird.

Nach dem 1. Juli werden Glücksspieleinrichtungen nur noch in den Glücksspielzonen zugelassen. Hier haben sich dann die Kasinos und Spielhallen zu konzentrieren. Vorläufig wurde schon ein Platz ausgeguckt, an dem sich das „Königsberger Las Vegas" befinden soll. Es ist der Küstenstreifen der Ostsee zwischen den Dörfern Palmnicken und Kirpehnen.

In Königsberg wurde eine Präsentation des US-amerikanischen Architekturbüros Ide Attack zum Themenpark „Bernsteinküste" vorgestellt. Der Plan sieht eine Unterteilung des Parks in zehn Zonen vor, in denen Ankerplätze für Kreuzschiffe, ein Wasserpark, ein Ozeaneum, Spa-Zonen, Hotels und Kasinos mit Namen wie „Zarenpalast", „Meerestor" und „Neon-Plaza", ein Turm mit dem Namen „Elite", ein „Himmelshotel" und dergleichen mehr entstehen könnten. Der Investitionsumfang hierfür würde ungefähr 20 Milliarden US-Dollar umfassen.



Unter roten Flaggen: Demonstration gegen die geplante Glücksspielzone im Königsberger Gebiet Foto: Tschernyschew

Schon im vergangenen Jahr wurde ein Generalplan für die Entwicklung des Gebietes um Palmnicken erstellt. Neben einer „Künstlerstadt" mit vielen kleinen Juwelierateliers ist ein Komplex für Wassersport und Hotels mit Investitionen in Höhe von 51 Millionen Rubel (gut 1,4 Millionen Euro) vorgesehen sowie ein Ferienhaus-Komplex mit einem Investitionsvolumen von 120 Millionen Rubel (rund 3,4 Millionen Euro). Bis 2008 soll das Projekt realisiert sein. Außerdem soll ein Kur- und Erholungskomplex der gehobenen Klasse mit dem Namen „Bernsteinufer Rußland" für über drei Milliarden Rubel (über 85 Millionen Euro) entstehen.

Investoren für die Bebauung des Nordens und des Südens von Palmnicken wurden schon gefunden, einer von ihnen ist die „Moskommerzbank". Großes Interesse bekundeten auch deutsche Investoren, allen voran die „Beckergruppe", deren Inhaber der Urenkel des Gründers von Palmnikken, Ludwig Becker, ist. Er ist bereit, eine große Geldsumme in die Heimat seiner Ahnen zu stecken.

Diese Informationen führten allerdings zu Spekulationen. Schon jetzt soll am Meer praktisch alles ausverkauft sein. Die Gerüchte und Medienartikel über die Einrichtung einer Glücksspielzone in der Nähe von Palmnicken lassen die Dorfbewohner nicht gleichgültig. Die einen freuen sich über die Möglichkeit, Grundstücke gewinnbringend zu verkaufen, und geben schon jetzt Anzeigen in der örtlichen Presse auf: Die Grundstückspreise bewegen sich dabei in einer Größenordnung von bis zu 100 Euro pro Quadratmeter. Gleichzeitig steigen die Preise für Wohnungen um ein Vielfaches. Eine durchschnittliche Zweizimmerwohnung in Palmnicken kostet nun 80 000 Euro. Es ist schwer zu sagen, wer sie zu solchen Preisen nimmt, doch die jetzigen Eigentümer wollen den Preis nicht senken, weil sie damit rechnen, daß der Quadratmeterpreis in ein bis zwei Jahren weiter steigen wird.

Ähnliche Entwicklungen sind im benachbarten Kirpehnen festzustellen, wo der Kern der Glücksspielzone liegen soll. Bis jetzt gibt es dort nur halbzerstörte Gebäude und Felder, die von Unkraut überwuchert sind. Es heißt, daß alle Grundstücke dort, selbst die größten Wüsten, bereits zu Spitzenpreisen verkauft worden seien. Dennoch kann sich nicht jeder in diesem Dorf zu den Reichen zählen.

Viele Einwohner dieser Orte sind skeptisch, ob diese rasante Entwicklung tatsächlich dazu führen wird, daß das verödete Dorf zur Metropole der Küste aufsteigt. Arbeit gibt es wie früher nur im Bernsteinkombinat und in Fischerkollektiven, die über ein oder zwei kleine Boote verfügen. Die Hoffnung zukünftig im Tou-

Fortsetzung auf Seite 16

125 Jahre Gustav-Adolf-Werk

Gedenkgottesdienst der Propstei in Königsberg mit dem pensionierten Propst Kurt Beyer

Von Armin Matt

Aus Anlaß des Jubiläums 175 Jahre Gustav-Adolf-Werk (GAW) wurde in mehr als 175 lutherischen Kirchen in aller Welt ein Gedenkgottesdienst gefeiert. Die Propstei in Königsberg stand auf Platz 131 auf dieser langen Liste. Als Festprediger dieses Gottesdienstes war der pensionierte Propst Kurt Beyer auserkoren. War er es doch, der im Dezember 1991 als erster deutscher Pastor nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit der Betreuung der sich im nördlichen Ostpreußen einfindenden evangelischen Rußlanddeutschen vom Gustav-Adolf-Werk beauftragt worden war.

Von der deutschen Bevölkerung, die nach 1945 hier verblieben war, ist mehr als die Hälfte umgekommen. Der klägliche Rest wurde 1947 bis 1948 ausgewiesen in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands. Die aus dem europäischen Teil der Sowjetunion angeworbenen Neubürger waren alles andere als gottesfürchtige Leute. Somit rühmte sich auch bald die Sowjetführung, daß dieses Gebiet das einzige religionsfreie Oblast der Sowjetunion sei.

Glasnost und Perestroika bewirkten in der Gorbatschow-Ära eine Veränderung der Situation. Jetzt war es auch Rußlanddeutschen erlaubt, sich hier anzusiedeln. Sie kamen hauptsächlich aus Kasachstan, aber auch aus vielen anderen der 15 Sowjetrepubliken, von der Hoffnung beseelt, sich auf alter deutscher Erde anzusiedeln und vielleicht so etwas wie eine Autonomie der Deutschen zu erlangen. Eine offizielle Unterstützung aber bekamen sie von niemandem, auch nicht von deutscher Seite. Somit sind von den ursprünglichen 15 000 bis 20 000 weit mehr als die Hälfte weiter in die Bundesrepublik Deutschland gewandert.

Die Propstei Königsberg mit ihren rund 40 Zweigkirchen und Predigtstellen im nördlichen Ostpreußen hat es wegen dieses großen Mitgliederschwundes schwer, sich finanziell über Wasser zu halten und hängt somit auch weiterhin am Tropf des Gustav-Adolf-Werkes. Auch die Nordelbische Kirche in Kiel darf in diesem Zusammenhang als Mitunterstützer nicht unerwähnt bleiben.

Das Gustav-Adolf-Werk wurde im Jahre 1832 zum Andenken an den Todestag des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf im Jahre 1632 in der Schlacht bei Lützen gegründet. Zum 200. Todestag wollte man dem Retter des Protestantismus während des 30jährigen Krieges, ein Denkmal setzen. Hauptinitiator war der Leipziger Superintendant Christian Gottlob Leberecht Großmann. Er plädierte für ein lebendes Denkmal: Das Gustav-Adolf-Werk e.V., Diasporawerk der Evangelischen Kirche in Deutschland, Partner evangelischer Minderheiten in der Welt. Heute unterstützt es Minderheitskirchen in 35 Ländern Europas, Lateinamerikas und Asiens; eine davon ist die Propstei im Königsberger Gebiet.



Franke Sloothaak Foto: Archiv

Erfolg für Franke Sloothaak

Georgenburg – Beim Springturnier in Georgenburg, Kreis Insterburg ging es um nicht weniger als die Teilnahme an den nächsten Olympischen Sommerspielen in Peking. Beim Parcours mit 1,4 Meter hohen Hindernissen siegte der Deutsche Franke Sloothaak. Das dreitägige Turnier bestand aus sieben Wettkämpfen mit bis zu 1,8 Meter hohen Hürden.

Geteiltes Echo auf Glücksspielzone

Fortsetzung von Seite 15

rismus Lohn und Brot zu finden ist gering. Vielmehr wird befürchtet, daß sich Zugereiste aus Königsberg diese Arbeitsplätze unter den Nagel reißen werden. Deshalb ist die Bereitschaft gering, die bisherige Tätigkeit aufzugeben, um sich als Dienstleistungspersonal zu qualifizieren. Ihnen ist jedoch klar, daß ihre bisherige Lebensweise ein Ende haben wird. Das gefällt nicht allen, die Ortsbewohner haben sich in zwei Lager aufgespalten. Die einen wollen das Touristenparadies, die anderen hingegen wollen das, was sie haben, nicht aufgeben – ihre Häuser, die Gärten, ihre Grundstücke. Die Einwohner von Palmnicken befürchten zudem eine regelrechte Invasion von Glücksspielern, die, wie es heißt, eine Horde von Prostituierten und Drogenabhängigen nach sich ziehen.

Eine extra gegründete Bürgerinitiative „Volk gegen eine Glücksspielzone!“ hat bereits Unterschriftensammlungen für die Durchführung eines Referendums über die Gründung einer Glücksspielzone im Königsberger Gebiet initiiert. Scharfe Kritik an dem Plan, im Königsberger Gebiet eine Glücksspielzone einzurichten, üb-



Auch eine Form des Widerstandes: Unterschriftensammlung für ein Referendum Foto: Tschernyschew

ten auch Wladimir Nikitin, Abgeordneter für das Königsberger Gebiet in der Staatsduma, und der Metropolit von Smolensk und Königsberg, Kirill, der allein die Idee „eine schreckliche Sünde“ nennt.

Regelmäßig treffen sich die Gegner der Glücksspielzone auf dem Siegesplatz in Königsberg. Sie sind entschlossen, ihr kategorisches „Nein“ zu dem Handeln der Mächtigen zum Ausdruck zu bringen, die sich entschieden hätten, „Sitten und Moral endgültig zu vernichten“. Die Gegner der Glücksspielzone erhalten auch Unterstützung von politischen Parteien wie der Kommunistischen Partei Rußlands und den Patrioten Rußlands.

Bislang haben sich schon mehrere tausend Menschen gegen die Errichtung einer Glücksspielzone in der Region ausgesprochen. Viele Königsberger sind besorgt, daß die Glücksspielzone die Kriminalität erhöhen wird. Überdies würde es nicht gelingen, ein baltisches Las Vegas auf ein paar Orte zu begrenzen, da man das ganze Gebiet in zwei bis drei Stunden durchfahren könne. Und das bedeute, daß so mancher es nicht schaffen würde, der Versuchung – dorthin zu fahren und sein „Glück“ zu versuchen – zu widerstehen.

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
ich bin glücklich, meine Bitte wurde erfüllt: Es hat geklappt mit dem *PAZ*-Patenschaftsabonnement für unsere 96jährige, schwer behinderte Ostpreußin. Sofort war unser eifriger Leser, der „Wurstmaxe vom Spandauer Bahnhof“ telefonisch zur Stelle und teilte mir mit: „Wenn Se keenen andern finden, dann nehmen Se mich!“ Nicht nur, weil die alte Dame heute in Berlin lebt, sondern aus echter Hilfsbereitschaft – danke, lieber **Manfred Stahl**, wie auch für die vielen glänzenden Fotos, die Sie auf Ihren Ostpreußenreisen gemacht haben und die ein Spiegelbild des heutigen Lebens in unserer Heimat sind. Da aber auch weitere Leserinnen und Leser sich bereit erklärten, das Abo zu übernehmen, und noch immer Zuschriften kommen, ist die Entscheidung noch nicht gefallen, und so werde ich in der nächsten Ausgabe mehr darüber berichten.

Ich habe aber noch weitere Gründe zum Freuen und hoffe, daß ich sie auch unsern Lesern vermitteln kann. Und ebenfalls erfreut und wahrscheinlich noch mehr erstaunt wird der Gerontologe **Stefan Jamin** sein, der im Rahmen einer wissenschaftlichen Studie über langlebige Deutsche, Schweizer und Österreicher nach dem steinalt gewordenen Masuren **Friedrich Sadowski** fragte, der mit seinen 111 Jahren in der 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts den deutschen Altersrekord hielt. Nun kann er seine fehlerhaften Unterlagen über den ostpreußischen Methusalem korrigieren mit einer Fülle von Angaben, wie sie authentischer nicht sein können, denn Frau **Christel Koslowski** hat den Alten gut gekannt und weiß viel über ihn zu berichten, so lebendig und lebensnah, daß ich ihre Ausführungen hier weitergeben will – wo findet man sonst eine Zeitzeugin, die sich bis in alle Einzelheiten an diesen sagenhaften Greis erinnern kann? Frau Koslowski geborene **Bosk** schreibt:

„Friedrich Sadowski mag wohl in Grünfließ geboren sein, aber die meisten Jahre seines langen Lebens verbrachte er in Willuhnen bei Saffronken im südlichen Teil des Kreises Neidenburg. Er hauste in einer kleinen Hütte auf dem Grundstück, das dem Bauern **Mallek** gehörte, mit einer Wiese und einem Bach. Sein ganzer Reichtum war eine Ziege, die er in einem Verschlag untergebracht hatte, wo sich auch das Plumsklo und Holzvorräte befanden. Mein Vater war Lehrer in Saffronken, und oft kam Sadowski an unserem Schulhaus vorbei, um bei den Dienstleuten Kartoffelschalen für seine Ziege zu sammeln. Manchmal hatte er einige Reisigbesen aus Birkenzweigen zum Verkauf oder Tausch dabei. Bei uns hackte er oft Holz für Essen, vor allem aber für Tabak oder eine Zigarre. Wir Kinder hatten eine fürchterliche Angst vor ihm. Er war ein kleines, verhutzeltes Männchen mit einem langen Bart und einer lauten polternden Stimme. An seinem 100. Geburtstag brachten wir Schulkinder ihm ein Ständchen, einen Korb Lebensmittel, eine Flasche Schnaps und eine Kiste Zigarren, die durfte nicht fehlen. Einmal war ich auch in seiner Behausung, deren Einrichtung aus Tisch, zwei Schemeln, Spind und einem selbstgebauten Doppelstockbett mit Strohsack bestand. In einer Ecke stand ein großer Herd, für die Beleuchtung sorgte eine Petroleumlaterne. Als er 105 Jahre alt war, brachte ihn mein Vater in ein Altersheim nach Neidenburg. Es war im Jahr 1930, als wir mit einem Wrack nach Neidenburg fuhren, da sahen wir den Greis auf der Straße nach Saffronken: Er wollte meinen Vater besuchen! Er hatte den Weg von ganz alleine gefunden! Mit aller Gewalt wurde er in den Bus verfrachtet und zum Heim zurückgebracht. Von dort berichtete dann zwei Jahre später der Reichssender Königsberg anläßlich seines 107. Geburtstages.“

Damit enden die persönlichen Erinnerungen von Frau Koslowski an Friedrich Sadowski, weil die Familie in einen anderen Kreis zog. Für die Langlebigkeit der Ostpreußen bei voller geistiger Frische liefert diese Zeitzeugin den besten Beweis: Christel Koslowski leitet mit 90 Jahren die Johannisburger Gruppe in Berlin! Ich bin neugierig, was Herr Jamin wohl zu diesen großartigen Informationen sagt!

Noch weiter in die Vergangenheit zurück führte der Anruf von Herrn **Horst Borowski** aus Salzgitter-Bad, denn bei ihm handelt es sich um die Mutter des heute 81jährigen Lesers. Er erfolgte spontan, als Herr Borowski das Foto von den weißbeschürzten jungen Mädchen in Folge 37 sah, denn er glaubte auf ihm seine Mutter **Hildegard Schwartz** zu erkennen. Die aus Stuhm Gebürtige lebte auf Gut Ottoberg im Kreis Darkehmen (Angerapp) und hat als junges Mädchen die Landfrauenschule Kattenbühl bei Hedemünden besucht. Das muß seiner Meinung nach Anfang der 20er Jahre gewesen sein. Der Termin erscheint mir doch reichlich früh für diese Aufnahme, zumindest lassen die Frisuren der Schülerinnen eher einen späteren Zeitpunkt zu. Jedenfalls meint Herr Borowski, die zweite von links in der untersten Reihe sei seine Mutter. Wenn es sich tatsächlich um diese Landfrauenschule handelt, wäre das Foto also nicht in Ostpreußen gemacht. Ich reiche jedenfalls diese Information an das Kulturzentrum in Ellingen weiter, das uns die Aufnahme zu Suchzwecken überließ.


Ruth Geede Foto: privat

Man muß eben die *PAZ* mit *Ostpreußenblatt* lesen, dann stellen sich auch Erfolge ein! Das behauptet unsere Königsbergerin aus Kanada, **Brigitte von Kalben**, und sie kann es beweisen. Denn die ehemalige Herbart-Schülerin und ihre vier Klassenkameradinnen, die sich vor allem über unsere Ostpreußische Familie gefunden haben, sind nun zu sechst: Frau von Kalben schreibt: „Vier alte Weibsen waren aus dem Häuschen, als ich berichten konnte, daß sich **Hannelore Raudszus**, Tochter des Amtsverwalters der Königsberger Sternwarte, brieflich bei mir gemeldet hatte. Sie hatte die Mitteilung von einer Cousine aus Wernigerode erhalten, die Gott sei gelobt die *PAZ* liest. Bald reicht es zum angepeilten Klassentreffen. Vielleicht, vielleicht finden sich noch mehr dazu, schließlich sind wir Königsberger alten Mädchen noch zäher als Kruppstahl.“ Jedenfalls würden auch die reifer gewordenen Herbart-Schülerinnen des Jahrgangs 32 wahre Purzelbäume aus Freude schlagen, wenn sich jemand von diesen Ehemaligen melden würden: **Elli Wilhelm**, **Anita Romeike**, **Waltraut Dressler**, **Irene Schulz**, **Inge Nippa**, **Gerda Weiß**, **Christel Krause** und die **Kölping**-Zwillinge **Inge** und **Waltraut**. Den selben Vornamen trug damals auch die Schreiberin, wer erinnert sich an **Waltraut Kohn**? Vielleicht erhält sie nun wieder einen Anruf in Kanada, er kostet nicht viel, da Frau von Kalben gleich zurückruft. (Brigitte von Kalben, 361 East Avenue, West Hill, ON, MIC 2W5, Canada, Telefon 416 2 81 88 06, E-Mail: bvkalben@gmx.de)

Wir haben in unserer heutigen Ausgabe ein ziemlich hohes Altersniveau, mich eingeschlossen, stelle ich gerade fest, denn auch Frau **Karin zu Knyphausen** gehört zu unseren reifen Jahrgängen, die aber unermüdlich für die Heimat tätig sind und ihr in einem langen Leben erworbenes und bewahrtes Wissen noch weiter vermitteln können. Wie zumindest jeder Rastenburger weiß, denn Frau von Knyphausen ist als Schriftleiterin redaktionell noch immer mit dem Heimatbrief „Rund um die Rastenburg“ beschäftigt. Sie wendet sich nun an mich und damit an unsere Ostpreußische Familie, weil ihre bisherigen Bemühungen in einem besonderen Fall, der Familienforschung betrifft, erfolglos waren. Besonders deshalb, weil er auch einen Zweig ihrer Familie berührt, denn die Suchende ist mit einem Neffen von Frau von Knyphausen verheiratet. Es handelt sich um Frau **Marie Louise von Schack** geborene **Beauchemin**, eine Kanadierin, die heute in der Schweiz lebt. Ihre Fragen führen nach Königsberg, denn ihre Mutter **Lilian** Beauchemin war eine geborene **Wolff** und kam aus einer alteingesessenen Königsberger Kaufmannsfamilie. Ihr Stammbaum ist – gemessen an anderen, uns im Rahmen der Familienforschung vorgelegten – sehr gut aufgestellt, er wurde in einem auf Familienrecherchen spezialisierten Londoner Unternehmen erarbeitet, weist daher nur wenige Lücken auf – und um diese geht es.

Frau von Schaacks Großvater war **Philip Robert** Wolff, * 30. Januar 1878, Sohn des Kaufmanns **Jacob Rudolf** Wolff, * 11. Februar 1841, ausgewandert nach England, dort 1873 eingebürgert. Sein Vater war der Kaufmann **Jacob Heinrich Gustav** Wolff, * 1799 in Königsberg, verheiratet mit **Johanna Mathilde Scherres** aus Wulthöfen bei Kaymen. Er hatte das Geschäft in der Kneiphöfischen Langgasse von seinem Vater **Jacob Gottard** Wolff, * 16. September 1764 in Königsberg, verheiratet mit **Maria Frederika Charlotta** Wolff, übernommen. Auf diesen Ur-Ur-Ur-Großvater konzentrieren sich nun die Fragen von Frau von Schack. Er hatte mehrere Söhne: **Carl Eduard**, * 1797, die Zwillinge **Hermann Ludwig** und **Otto Ferdinand**, * 1803, **Franz Theodor**, * 1805, und den schon erwähnten Jacob Heinrich Gustav Wolff. Dieser hatte außer Jacob Rudolf – den Urgroßvater von Frau von Schack – noch einen weiteren Sohn, **Jacob Heinrich Theodor Gustav** Wolff, * 1837. Gesucht werden nun Nachkommen der Genannten, die übrigens alle in der Altstädtischen Kirche getauft wurden, oder Informationen über die Großfamilie. Bei der Fülle von Namen dürfte Frau von Schack doch einige Zuschriften erhalten, denn es ist anzunehmen, daß einige der Genannten und ihre Nachfahren – vielleicht auch als Kaufleute – in Königsberg lebten. (Marie Louise von Schack, Montolieu 71 in CH – 1010 Lausanne, Schweiz, Telefon 00 41-21-653 40 47, Fax: 00 41-21-653 42 77, E-Mail: vschack@bluewin.ch)

Vor drei Jahren haben wir die Frage von Herrn **Franz Werner Berg** nach Fotos aus dem alten Königsberg, die er für seine Familienchronik benötigte, veröffentlicht. Darunter war auch eine Spezialfrage nach dem Wohnkomplex der Wohnstätten m. b. H. im Samlandweg 17-41 oder Schindekopstraße 10, 14, 16 und 22. Franz Werner Berg wohnte damals mit seiner Mutter Samlandweg 25, war aber von Kriegsbeginn bis zum bitteren Ende, bei dem auch seine Mutter in Metgethen umkam, im Kriegsdienst. Somit kam er nicht mehr in seine Heimatstadt zurück. Zu der Frage nach dem Gebäudekomplex, der auch den Preylerweg, eventuell auch die Schindekopfbrücke mit einschließt, meldeten sich zwei Königsberger, die ihm Fotos aus der heutigen Zeit anboten. Diese sind für Herrn Berg aber wenig wertvoll, da die Russen den Gebäudekomplex abrissen und an seiner Stelle einen Fabrikbau errichteten. Vielleicht besitzt doch noch jemand aus unserem Leserkreis Fotos von dem alten Gebäudekomplex, für Herrn Berg wären diese Aufnahmen sehr wichtig. (Franz Werner Berg, DKV-Residenz, App. 224, Am Wandrahm 40-43, Telefon: 04 21 / 178 31 94.)

Frau **Renate Lohs** aus Chemnitz hat schon auf Flohmärkten, Bibliotheken und Antiquariaten nach Büchern der masurischen Schriftstellerbrüder **Fritz** und **Richard Skowronnek** gesucht – leider vergeblich, ihre Werke sind dort so gut wie unbekannt. Weil die im Forsthaus Schuiken geborenen Förstersöhne in ihrer Heimatstadt Lyck das Gymnasium besuchten, ist Frau Lohs besonders an allen Werken der Skowronneks interessiert. Ihre zahlreichen Romane, Novellen und Dramen, die immer wieder die Landschaft und die Menschen ihrer Heimat zum Thema haben, sind heute eine Fundgrube für alle Masurenforscher. Einige Erzählungen und Naturschilderungen sind auch in Anthologien und Jahrbüchern zu finden. Wer gibt Frau Lohs Hinweise für einen Erwerb der Bücher oder überläßt ihr die im eigenen Besitz befindlichen Exemplare? (Renate Lohs, Straße der Nationen 40, 09111 Chemnitz.)

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...



zum 105. Geburtstag

Schiller, Käthe, aus Ortelsburg, jetzt Im Tannenbusch 3, 53119 Bonn, am 23. Oktober

zum 97. Geburtstag

Radsziwill, Elsa, geb. **Riemann**, aus Wehlau, Klosterplatz, Kreis Wehlau, jetzt 1002 Elmstreet, 27288 Eden, am 23. Oktober

zum 96. Geburtstag

Eckert, Lydia, geb. **Kleibsties**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Scheuringskamp 9, 38518 Gifhorn, am 22. Oktober

Konietzko, Elfriede, aus Lyck, jetzt Hellweg 5, 15234 Frankfurt / Oder, am 24. Oktober

zum 95. Geburtstag

Berger, Frieda, aus Adlig Linkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Hohmorgenstraße 15, Samariter-Stift, 72793 Pfullingen, am 28. Oktober

Kostropetech, Wanda, aus Grünau, Kreis Lötzen, jetzt Breite Straße 63, 58452 Witten, am 28. Oktober

zum 94. Geburtstag

Skiba, Helene, geb. **Kruschinski**, aus Lyck, jetzt Kükenthalstraße 19, 96450 Coburg, am 28. Oktober

zum 93. Geburtstag

Hecker, Martha, geb. **Czycholl**, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Rautenfeld 3, 32689 Kalletal, am 28. Oktober

zum 92. Geburtstag

Erwin, Max, aus Gimmendorf, Kreis Neidenburg, jetzt Lange Reihe 15, 25786 Dellstedt, am 25. Oktober

Metzner, Käte, geb. **Deptolla**, aus Ortelsburg, jetzt Freiligrathstraße 32, 65812 Bad Soden, am 27. Oktober

zum 91. Geburtstag

Benkmann, Dorothea, geb. **Drope**, aus Königsberg, jetzt Wohldkamp 2-024, 23669 Timmendorfer Strand, am 25. Oktober

Borkowski, Minna, geb. **Hurtig**, aus Klimmen, Kreis Ebenrode, jetzt Birkenstraße 15, 84051 Essenbach, am 23. Oktober

Gribel, Arthur-F., geb. **Grzibinski**, aus Soldau, Kreis Neidenburg, jetzt 35178 Moravian Dr. Sterling Hts., MI 48312-4405, am 23. Oktober

Grodd, Reinhold, aus Groß Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Alter Schulweg 9, 75378 Bad Liebenzell, am 27. Oktober

Heinrich, Ulla-Helene, geb. **Woellwarth**, aus Kelchendorf, Kreis Lyck, jetzt Hauptstraße 29, bei Hans-Jürgen Heinrich, 69117 Heidelberg, am 23. Oktober

Kontor, Artur, aus Ulrichsee, Kreis Ortelsburg, jetzt Lehenstraße 33, 45891 Gelsenkirchen, am 26. Oktober

Rudolf, Helene, aus Walden, Kreis Lyck jetzt Goeterstraße 30, 41747 Viersen, am 22. Oktober

zum 90. Geburtstag

Pfleger, Charlotte, geb. **Duscha**, aus Jägersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Schneidhainerstraße 45, 61462 Königstein, am 25. Oktober

zum 85. Geburtstag

Barth, Erika, geb. **Damerau**, aus Tapiau, Großhöfer Weg, Kreis Wehlau, jetzt Hirschstraße 24, 89542 Bolheim-Herbrechtingen, am 27. Oktober

Borm, Wilhelm, aus Vielbrücken, Kreis Elchniederung, jetzt Letterhausstraße 47, 45665 Recklinghausen, am 28. Oktober

Braxein, Charlotte, aus Starkenberg, Kreis Wehlau, jetzt Ehestorfer Weg 148, 21075 Hamburg, am 25. Oktober

Feyerabend, Heinz, aus Ortelsburg, jetzt Sudetenstraße 5, 35108 Allendorf, am 24. Oktober

Fischer, Margot, geb. **Stark**, aus Tapiau, Wasserstraße, Kreis Wehlau, jetzt Stockumer Straße 93, 44892 Bochum, am 27. Oktober

Goerigk, Hermann, aus Groß Degesen, Kreis Ebenrode, jetzt Vormberger 45, 76547 Sinzheim, am 22. Oktober

Grahl, Erna, geb. **Rauffmann**, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Gerritstraße 10, 22767 Hamburg, am 28. Oktober

Grickschat, Lotte, geb. **Riedelsberger**, aus Neu-Trakehnen, Kreis Ebenrode, jetzt Lützowstraße 97, 58089 Hagen, am 22. Oktober

Gürges, Helene, geb. **Adamus**, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Bertold-Brecht-Straße 19, 39638 Gardelegen, am 28. Oktober

Kallweit, Irmgard, geb. **Holland**, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Lämmlestraße 3, 74632 Neuenstein, am 24. Oktober

Karlein, Marta, geb. **Brose**, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Ehrstädter Straße 4, 74906 Bad Rappenau, am 22. Oktober

Kraus, Elfriede, geb. **Müller**, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Am Hirtentor 3, 97199 Ochsenfurt, am 25. Oktober

Labusch, Heinz, aus Ortelsburg, jetzt Borbecker Straße 9, 26127 Oldenburg, am 26. Oktober

Linkmann, Herta, geb. **Bindert**, aus Gilgenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt Dieburger Straße 199-B106, 64287 Darmstadt, am 23. Oktober

Riechert, Hildegard, geb. **Schäfer**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Georg-Rückert-Straße 2, Augustinum App. 719, 65812 Bad Soden, am 21. Oktober

Schäfer, Heinz, aus Schloßberg, Kreis Pillkallen, jetzt Am Haussee 9, 17166 Schorssow, am 28. Oktober

Schramma, Erwin G., aus Lenzendorf, Kreis Lyck, jetzt 47 Harold Road, Farmington / CT, 06032 USA, am 28. Oktober

Wander, Hedwig, geb. **Baumgärtner**, aus Kortmedien, Kreis Wehlau, jetzt Am Grübchen 3 a, 56203 Höhr-Grenzhausen, am 22. Oktober

zum 80. Geburtstag

Bergmann, Ursula, geb. **Monsehr**, aus Birkenort, Kreis Treuburg, jetzt Lenaustraße 2 b, 94060 Pocking, am 23. Oktober

Chrzanowski, Ella, aus Mingfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Lindenstraße 7, 38835 Hessen, am 28. Oktober

Grabe, Hildegard, geb. **Rupsch**, aus Polenzhof, Kreis Elchniederung, jetzt Bonertstraße 40, 47239 Duisburg, am 20. Oktober

Grunert, Hildegard, geb. **Jerosch**, aus Alt Kiwitten, Kreis Ortelsburg, jetzt Waldenburger Straße 7, 48529 Nordhorn, am 28. Oktober

Heibutzki, Willi, aus Krupinnen, Kreis Treuburg, jetzt Am Wiesenhof 15, 21339 Lüneburg, am 28. Oktober

Huebner, Irmgard, aus Tiefen, Kreis Lötzen, jetzt Unter Linden 12, 53359 Rheinbach, am 22. Oktober

Ischdonat, Ewald, aus Alexbrück, Kreis Ebenrode, jetzt Kantstraße 35, 42719 Solingen, am 27. Oktober

Kollmannsberg, Wanda, geb. **Zink**, aus Wickenfeld, Kreis Ebenrode, jetzt Weihestraße 7, 87760 Lachen, am 22. Oktober

Kollo, Irmgart, geb. **Pokar**, aus Ostseebad Cranz, jetzt Herrenmühlenweg 49, 49716 Meppen, am 28. Oktober

Koslowski, Dieter, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Valentinianstraße 60, 60526 Ladenburg, am 22. Oktober

Krause, Lydia, geb. **Zebrowski**, aus Niostoy, Kreis Neidenburg, jetzt Eichendorffstraße 1, 32427 Minden, am 23. Oktober

Kuklinski, Gertrud, geb. **Schidlinski**, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Meraner Straße 5, 79713 Bad Säckingen, am 27. Oktober

Luft, Dr. Volker, aus Lötzen, jetzt Platenstraße 47, 91054 Erlangen, am 22. Oktober

Meyer, Hildegard, geb. **Schulz**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Hochwaldstraße 5, 78628 Rottweil, am 25. Oktober

Oberjetz, Herbert, aus Groß Heinrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Am Pappelbusch 17, 50321 Brühl, am 20. Oktober

Petersen, Waltraud, geb. **Herbstreit**, aus Roddau Perkuiken, Kreis Wehlau, jetzt Gartenstraße 3, 25938 Wyk, am 28. Oktober

Sakowski, Erwin, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Walde 3, 31867 Lauenau, am 24. Oktober

Sauer, Edith, geb. **Bodschwinna**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Am Romersberg 2, 36137 Großenlüder, am 27. Oktober

Szeimies, Arno, aus Loye, Kreis Elchniederung, jetzt Unterpilghausen 3, 42929 Wermelskirchen, am 28. Oktober

Zels, Hildegard, aus Klein Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Gartenstraße 13, 17498 Behrenhoff, am 22. Oktober



Moewius, Walter, aus Weinoten, Kreis Tilsit-Ragnit, und Frau Ursula, geb. **Wolf**, aus Mellentin, Kreis Soldin, jetzt Brandenburger Ring 21, 32339 Espelkamp, am 25. Oktober

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Veranstaltung der Prussia

Duisburg – Die „Prussia" trifft sich Sonnabend, 3. November, 11 Uhr, im Museum Stadt Königsberg, Karmelplatz 5, Duisburg. Vor Beginn des Vortragsteils (10 bis 10.55 Uhr) ist – ebenso wie in der Mittagspause – Gelegenheit, das Museum und die Ausstellung „Käthe Kollwitz – Königsberger Jahre. Einfluß und Wirkungen" zu besichtigen. Um 11 Uhr beginnt der Buchautor und Kulturkorrespondent von „Dagens Nyheter", Dr. Per Landin, seinen Vortrag „Königsberg, Preußen und Deutschland aus der Sicht eines schwedischen Kulturkorrespondenten". Gegen 14 Uhr spricht Dr. Christian Reich (Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin) über „Verloren geglaubte Geschichte – Die Prussia-Sammlung im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin". Im Anschluß daran wird ein Diavortrag „35 Jahre – neue Prussia" gezeigt. Gäste sind immer herzlich willkommen.

Adventsfreizeit für Senioren im Ostheim in Bad Pyrmont

Bad Pyrmont – Vom 26. November bis 3. Dezember 2007 findet im Ostheim wieder die alljährliche Adventsfreizeit statt. In dieser vorweihnachtlichen Zeit wollen wir zusammen ein Stück auf die Weihnachtszeit zugehen. Die Angebote reichen vom morgendlichen Singen über die Seniorengymnastik, Dia- und Videoabenden, die Lesungen aus Werken ostpreußischer Dichter und Schriftsteller, Spaziergängen, Museumsbesuche und einen Halbtagesausflug bis zur heimatlichen Speisekarte am Mittag und Abend. Der unlängst als „Schönster Kurpark Deutschlands" ausgezeichnete Kurpark, lädt zu einem Bummel ein. Bei den täglichen Kurkonzerten finden Sie angenehme Entspannung und Unterhaltung. In der Hufeland-Therme können Sie die Menschen vergnüglich ... die Vielfalt an verschiedenen Saunen schwitzen oder das Wasser in unterschiedlichen Formen auf den Körper wirken lassen. Bad Pyrmont selbst lädt mit seinen Sehenswürdigkeiten, Einkaufsmöglichkeiten, Cafés, Kulturangeboten und dem Weihnachtsmarkt zum Bummeln und Genießen ein. Am letzten Abend stimmen wir uns mit einem „Adventsabend" auf das kommende Weihnachtsfest ein.

Für diese siebentägige Adventsfreizeit stehen noch Einzelzimmer zum Preis von 319 Euro und Doppelzimmer zum Preis von 273,50 Euro pro Person zur Verfügung. Die Inklusivpreise beinhalten Vollpension, die Gästebetreuung, eine Halbtagesfahrt und die Reise-Rücktrittskostenversicherung. Die Kurtaxe wird vom Staatsbad Bad Pyrmont separat erhoben. Anfragen und Anmeldungen, diese bitte nur schriftlich, richten Sie an:

Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 9 36 10, Fax (0 52 81) 93 61 11, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

Ostpreußisches Sommerfest 2008

Hamburg – Ihr Ostpreußisches Sommerfest feiert die Landsmannschaft Ostpreußen am 2. August 2008 wieder in Ostpreußen. Der Ort wird noch rechtzeitig bekanntgegeben. Die Kreisgemeinschaften werden gebeten, diesen Termin bei ihren Reisen nach Ostpreußen zu berücksichtigen.

Fördererkreis Ostpreußisches Jagdmuseum

Lüneburg – Die für Sonnabend, 20. Oktober, vorgesehene Mitgliederversammlung des Fördererkreis Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung mit anschließender Vortragsveranstaltung (Referent: Generalmajor a. D. Gerd Schultze-Rhonhof) muß leider ausfallen.

Hörfunk & Fernsehen

Sonnabend, 20. Oktober, 20.05 Uhr, N24: Das letzte Gefecht der Bismarck.

Sonnabend, 20. Oktober, 20.15 Uhr, n-tv: Die Reichskristallnacht

Sonnabend, 20. Oktober, 22.30 Uhr, VOX: Die Deutschen (3/3).

Sonntag, 21. Oktober, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Sonntag, 21. Oktober, 20.15 Uhr, n-tv: Aufstand in Ungarn.

Montag, 22. Oktober, 21 Uhr, 3sat: Kuba zwischen Mangel und Mythos.

Montag, 22. Oktober, 22.45 Uhr, Bayern: Der Führer trank keinen Muckefuck.

Dienstag, 23. Oktober, 10 Uhr, Phoenix: Festakt zu 50 Jahre Bund der Vertriebenen.

Dienstag, 23. Oktober, 20.15 Uhr, RBB: Geheimnisvolle Orte – Der Ostwall.

Donnerstag, 25. Oktober, 19 Uhr, Arte: Namibia – Im Etosha-Nationalpark.

Donnerstag, 25. Oktober, 22 Uhr, WDR: Unbesiegbar – aber geschlagen. Die israelische Armee zwischen Mythos und Krise.

Freitag, 26. Oktober, 20.15 Uhr, Hessen: Reise durch Ostpreußen.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Bitte die Änderung der Telefonnummer beachten! BJO Bundesversammlung – Von Freitag, 26. bis Sonntag, 28. Okt. Veranstaltet der BJO eine Bundesversammlung in der Jugendherberge Lüneburg, Soltauer Straße 133, 21335 Lüneburg. Tagesordnung: unter anderem Neuwahlen des Bundesvorstandes, Planung 2008. Programm: unter anderem Besuch des Ostpreußischen Landesmuseum, Stadtbummel in Lüneburg und Hamburg. Anmeldung zur Bundesversammlung, St. Hein, Stiftskamp 20, 44263 Dortmund, E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de Telefon (01 63) 9 24 80 65 (Lm. Hein), Fax (0 24 51) 91 29 26.

BJO – Freitag, 30. November bis Sonntag, 2. Dezember, Adventstreffen des BJO in Osterode (Ostpreußen). Alle Mitglieder erhalten eine Einladung per Post. Interessierte Nichtmitglieder wenden sich bitte an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwenningen – Donnerstag, 8. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant Thessaloniki. Es werden Geschichten von Hermann Löns vorgelesen.

Ulm / Neu-Ulm – Donnerstag, 8. November, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe in den „Ulmer Stube“. Es gibt Berichte über die Delegierten- und Kulturtagung ist Stuttgart.

KEINE BERICHTE ZUM TAG DER HEIMAT

Wir bitten um Verständnis, daß aufgrund der Vielzahl der Veranstaltungen zum Tag der Heimat eine Veröffentlichung der Berichte nicht vorgenommen werden kann.

BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Fürstenfeldbruck – Freitag, 2. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Kulturnachmittag in der Gaststätte Auf der Lände.

Hof – Zum 39. Mal krönte der Hofer „Sportabzeichen-König“ Helmut Starosta seine sportlichen Aktivitäten mit dem „Deutschen Sportabzeichen in Gold“. Er legte die geforderten Disziplinen Schwimmen, Springen, Kugelstoßen und Radfahren erfolgreich ab. Insgesamt 83 abgelegte Sportabzeichen sprechen für sich und bestätigen die hohe Leistungsfähigkeit auch noch im hohen Alter. Schon im Schulalter begann Starostas sportliches Interesse. Als Jugendlicher startete er bei Gebietsmeisterschaften im Zehnkampf „Geräteturnen“. Außerdem ruderte er im leichten Achter als Schlagmann. Dieser Achter war sehr erfolgreich, er wurde Gaumeister und war auch bei der Deutschen Jugendmeisterschaft 1943 in Wien dabei. Im fortgeschrittenen Alter richtete er seinen Trainingseifer auf die Disziplinen des Sportabzeichens. Durch seinen aktiven Einsatz in der Heimatpolitik und beim Sport hält Helmut Starosta sich geistig und körperlich fit.

Kempten – Montag, 29. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Erntedank im „Peterhof“, Salzstraße / Ecke Lindauer Straße.

Kitzingen – Donnerstag, 1. November, Kranzniederlegung am „Kreuz der Vertriebenen“ auf dem „Neuen Friedhof“, Kitzingen.

Memmingen – Donnerstag, 1. November, 10.15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Totengedenken auf dem Waldfriedhof.

Weiden – Der Erste Vorsitzende Hans Poweleit begrüßte Landsleute und Gäste, darunter auch ein Neumitglied, zur Erntedankfeier in der Gaststätte Heimatgarten. Er dankte der Kulturwartin Renate Poweleit, der Kassiererin Ingrid Uschald und Erika Becker für die Gestaltung des Erntedanktisches, der mit Obst und Gemüse prächtig gefüllt war. Nach gemeinsam gesungenen Liedern trug Anita Bauer Gedanken zum Erntedanktag vor. Der Zweite Vorsitzende Norbert Uschald berichtete besonders über das bayerische Brauchtum zum Erntedankfest und zur Kirchweih. Uschald spielte außerdem kirchliche Erntedanklieder sowie zur Herbstzeit passende Volkslieder, die von den Anwesenden gesanglich begleitet wurden. Nach einem gemeinsamen Erntedankessen konnten sich die Mitglieder noch Gaben vom Erntedanktisch mit nach Hause nehmen.

BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Landesgruppe – Dienstag, 30. Oktober, 17.30 Uhr, Vortrag zur Geschichte des Rundfunks in Ostpreußen unter dem Titel „Der Reichssender Königsberg 1933 bis 1945“ von Dr. Ulrich Heiter im Konrad Adenauer Haus, Hermann-Ehlers-Bildungsakademie, Martinistraße 25, Bremen. In dieser dritten Folge zur Geschichte des Senders präsentiert der Medienhistoriker anschaulich die Epoche von der Machtergreifung bis zum Kriegsbeginn: „Ihre Stars und beliebte Künstler – Unterhaltung und Propaganda“. Eine gemeinsame Veranstaltung der Landesgruppe mit dem BdV-Landesverband Bremen.

Bremerhaven – Durch eine Verzögerung bei der Abfahrt – man wartete leider vergebens auf ein angemeldetes Mitglied – ging es erst kurz vor 9 Uhr auf die Tagesfahrt nach Westerstede. Der Busfahrer Heinrich von der Firma Stockfisch-Reisen fuhr die Gruppe aber so zügig durch die grüne Landschaft des Ammerlandes, daß man bereits um 10 Uhr im Vogelpark Westerstede ankam. Dort hatten die Reisenden bis 11.30 Uhr Zeit für den Rundgang durch den Park. Die Anlagen bestehen bereits seit 30 Jahren. Den schönen alten Baumbestand und die seltenen Vögel, Enten, ja sogar kleine Äffchen, gab es zu bestaunen. Durch das zeitige Mittagessen, was reichlich und gut war, konnte man sogar noch einen Abstecher ins schöne Bad Zwischenahn machen, wo die Teilnehmer noch zwei Stunden zur freien Verfügung hatten. Es war ein schöner Tag, den die Reisenden noch lange in guter Erinnerung behalten werden.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Freitag, 26. Oktober, 15 Uhr, Gruppenleitertreffen im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahnstation Stadthausbrücke). Alle Gruppenleiter der Landesgruppe Hamburg sind herzlich eingeladen.

HEIMATKREISGRUPPE



Insterburg – Mittwoch, 7. November, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Hotel Zeppelin, Frohmestraße 123-125, 22459 Hamburg, Telefon (0 40) 55 90 60. Im grauen Monat November soll das gemütliche Geschabber „warm“ halten.



Sensburg – Sonntag, 11. November, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Lm. Kröger hält einen Vortrag über eine Reise nach Irland.

BEZIRKSGRUPPEN

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 29. Oktober, 12 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit der Buslinie 443 bis Waldquelle). Es gibt ein Schmand-Schinken-Essen mit buntem Rahmenprogramm. Anmeldungen für das Essen sind unbedingt erforderlich. Anmeldung bei Gertrud Kies, Telefon 5 00 09 31.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Freitag, 26. Oktober, 18.30 Uhr, veranstaltet die Gruppe die 41. Preußische Tafelrunde im Hotel Am Bruchsee, Heppenheim. Unter dem Thema: „Mensch und Ort“ referiert Prof. Dr. Gimanow aus Königsberg über „Die Nachwirkung Königsbergs im geistigen Schicksal der Kaliningrader“. Serviert wird Schweinebraten mit Backpflaumenfüllung, Schwarzbiersoße, Wirsinggemüse, Salzkartoffeln. Nachtisch: Leichte Panna Cotta mit Himbeersoße. Preis: 13,80 Euro. Anmeldungen bis zum 20. Oktober bei Hans-Ulrich Karalus, Telefon (0 62 52) 7 35 25.

Dillenburg – Mittwoch, 31. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Café Eckstein. Hans Löhner referiert unter dem Motto „Wann kommt der nächste Schwan?“ über den Sänger Leo Slezak aus Mähren. Außerdem werden einige Gedichte über Herbst und Erntedank vorgetragen.

Erbach – Sonnabend, 20. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Schloßhof, Erbach. Es findet gemeinsam mit der Gruppe der Schlesier und Sudetendeutschen eine Schloßführung statt.

Gelnhausen – Sonntag, 21. Oktober, 10 Uhr, Treffen der Gruppe zum Heimatgottesdienst in der Martin-Luther-Kirche, Bad Orb. Anschließend gemeinsames Mittagessen in der Gaststätte Philosophenhöhe, Haberstalstraße 5, Bad Orb. – Für das Erntedankfest konnte die Vorsitzende, Margot Noll, den „Tichvinskaya Chor“, der in dieser Gegend gastierte, als besonderes Erlebnis für die Mitglieder und Gäste gewinnen. Dieser Chor aus Moskau ist ein wahrer Genuß. Heute sind die Völker klüger als vor dem Kriege, mit Musik und Gesang kann man Freundschaft mit den Völkern dieser Erde schließen. Lieder, die verbinden, und Musik, die erhebt.

Kassel – In Abwesenheit des Zweiten Vorsitzenden, Hermann Opiolla, wurde das Treffen von Waltraud v. Schaewen-Scheffler geleitet. Nach der Begrüßung der Mitglieder und Gäste berichtete sie kurz von ihrer gerade beendeten Reise nach Nordostpreußen und den dort gewonnenen Eindrücken. Erfreulicherweise fand sie Königsberg, durch Baumaßnahmen anläßlich der 750-Jahrfeier der Stadt, in verbessertem Zustand vor: Es gibt eine Reihe von Neubauten, die sich wohltuend von dem bisherigen eintönigen Baustil abheben, und durch Farbanstriche bekommt die Stadt langsam ein freundlicheres Gesicht. Traurig sind dagegen nach wie vor die Eindrücke vom Samland. Dorothea Deyß, die alljährlich unsere Weihnachtsfeiern verschönt, erfreut wieder mit einem musikalischen Nachmittag, der diesmal – passend zum bevorstehenden Erntedankfest – unter dem Motto „Unser tägliches Brot in Lied und Wort“ stand. Nach dem Kirchengesangbuch und verteilten Liedblättern sangen alle gemeinsam Lieder zu dem vorgegebenen Thema. Mit verbindenden Texten in Prosa und Gedichtform, unterstützt durch eine Bekannte und ihren Mann am Keyboard, gestaltete Frau Deyß einen frohen Nachmittag. Das sei etwas ganz Besonderes gewesen, war die dankbare Reaktion der Landsleute.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Bezirksgruppe Lüneburg – Zu einem zentralen Ostpreußentag lud die Bezirksgruppe Lüneburg der Landsmannschaft Ostpreußen am 3. Oktober nach Lüneburg ein. Bereits am Vormittag trafen sich Teilnehmer im Ostpreußischen Landesmuseum um unter fachkundiger Leitung Bernsteine zu schleifen oder durch das Museum geführt zu werden. Im Hotel Seminaris wurden die etwa 130 Mitglieder der örtlichen Gruppen aus dem Bezirk Lüneburg in der Vorhalle bereits mit Bildern und Ausstellungstafeln auf die Hauptveranstaltung eingestimmt. Nach der Mittagspause nahm Wolfgang Weyer, Stellvertretender Bezirksvorsitzender, die Eröffnung und Begrüßung vor. Er übermittelte die Grüße des Bezirksvorsitzenden, Manfred Kirrinnis, der aufgrund einer Erkrankung verhindert war. Die Landsleute legten eine Gedenkminute für die Verstorbenen ein. Ute Plettau, Leiterin der Frauengruppen, erinnerte in der Totenehrung auch an die beiden in diesem Jahr verstorbenen Ernst Wiechollek, Ehrenmitglied und früherer Bezirksschatzmeister, und Horst Siemund, ehemaliger Vorsitzender der Kreisgruppe Verden. Ein Grußwort wurde von der Vorsitzenden der Landesgruppe Niedersachsen, Dr. Barbara Loeffke, gesprochen. Hartmut Klingbeutel, Vorsitzender der benachbarten Landesgruppe Hamburg, schloß sich mit einem weiteren Grußwort an. Bernhard Knapstein berichtete als Geschäftsführer des Bundes Junges Ostpreußen über die Jugendarbeit der Landsmannschaft Ostpreußen. Die musikalische Gestaltung lag zum einen in den Händen des Ebstorfer Ostpreußenchores und zum anderen bei Bernd Krutzinna, der besser als masurischer Barde „BernStein“ bekannt ist. Auch das Gemeinschaftssingen kam nicht zu kurz. Im kulturellen Teil erzählte Elke Böttcher drei Märchen aus Ostpreußen. Helfried Weyer und Renate Weyer verlasen Texte von Arno Surminski und Ernst Wiechert. Gertrud Braumann trug das Gedicht „Es war ein Land“ von Agnes Miegel vor. Gedankt wurde dem Stellvertretenden Bezirksvorsitzenden, Bernhard Knapstein, der die Planung und Organisation des Ostpreußentages übernommen hatte.

Braunschweig – Mittwoch, 24. Oktober, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Es soll ein heiterer Herbstmachmittag werden, zu dem kurze Vorträge der Mitglieder erbeten werden. – Bei der letzten Veranstaltung lautete das Thema: „Rundfunkgeschichte ist Zeitgeschichte“. Referent Klaus Scholz

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19





Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

berichtete, wie die Rundfunkgeschichte nach dem Krieg begann, als unter Aufsicht der Alliierten die Rundfunksender ihre Arbeit wieder aufnahmen. Bald wurde der Name Hans Schmitt-Isserstet als bester Brahms-Interpret bekannt, denn er machte mit seinem Orchester Tourneen um die ganze Welt. Natürlich war den Zuhörern der Name geläufig. Die Stimmen von Heuss und Theo Lingen waren zu hören, und Heinz Erhard stolperte in bekannter Weise über Konsonanten-Häufungen. In den Familien nahm der Rundfunk eine wichtige Stelle ein, er wurde ihr Mittelpunkt. Da die Amerikaner sehr beliebt waren, fand die Cowboy-Romantik Eingang ins Alltagsleben, es kam auch Unterhaltungsmusik aus dem Ausland nach Deutschland. Das beginnende Wirtschaftswunder wurde begleitet mit: „Es geht besser, besser, besser, immer besser ...“. Die Zeit verging an diesem Nachmittag viel zu schnell. Deshalb hofft die Gruppe auf eine Fortsetzung, die der Referent in Aussicht gestellt hat. Mit herzlichem Beifall wurde ihm gedankt.

Wilhelmshaven – An den Heimatabenden der Gruppe sind im Durchschnitt 20 Landsleute anwesend. Die Themen der Zusammenkünfte waren und sind immer sehr vielseitig. Die Jahreshauptversammlung mit Grünkohlessen, unter Leitung des Ersten Vorsitzenden Dr. K.-R. Sattler, macht immer den Anfang. Dann, übers Jahr verteilt, hört man in der Gruppe Vorträge, hat Diavorträge und macht Ausflüge. Ein immer wieder schönes Pflichtprogramm ist der Besuch der Ostdeutschen Heimatstuben in Bad Zwischenahn. Besonders schön sind die Treffen im Ostermonat, Erntedank und in der Adventszeit. Dann werden Geschichten und Gedichte aus der Heimat vorgelesen; besinnlich und auch lustig. So war auch der diesjährige Erntedanknachmittag, an dem auch Herbstlieder gesungen wurden, begleitet von Lm. Paga auf seinem Keyboard. An all den Nachmittagen kommt das Plachandern nicht zu kurz, es wird vom Brauchtum der besonderen Feiertage in der Heimat erzählt. Ganz beliebt sind auch die Nachmittage der Frauengruppe. Mit Irmgard Grefrath als Leiterin werden es immer unterhaltsame Stunden, die viel zu schnell vergehen. In einer Hinsicht geht es der Gruppe Wilhelmshaven wahrscheinlich wie den anderen Gruppe: Die jüngeren Jahrgänge fehlen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 1. November, 15 Uhr, Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Gütersloh – Montag, 22. Oktober, 15 Uhr, Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. – Dienstag, 23. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 3. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20, Kaiserslautern.

Ludwigshafen – Freitag, 2. November, 17.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Gänsekeulen-Essen im „Volkshaus“, Königsbacherstraße 12, Ludwigshafen. Anmeldungen bitte rechtzeitig bei Willi Felker, Telefon (06 21) 55 24 27.

Mainz – Sonnabend, 3. November, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Blindenzentrum, Untere Zahlbacher Straße 68. Es gibt einen Heimatnachmittag mit Filmvorführung „Ostpreußen, wie es war“, anschließend Grützwurstessen. Anmeldungen bei Frau Biniakowski, Telefon (0 61 31) 67 73 95, oder Frau Balewski, Telefon (0 61 31) 47 47 10. – Donnerstag, 22. bis Sonnabend, 24. November, dreitägige Busreise nach Dresden. Anmeldungen unter Angabe von „Landsmannschaft Ostpreußen“ beim Reiseunternehmer Westend, Telefon (06 11) 44 90 66.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Landesgruppe – Zum dritten Mal konnte man sich im Erzgebirgsraum und Dresden auf den russischen Kammerchor „Kant“ aus Gumbinnen (Gusew) freuen. Waren doch dessen bisherige Konzerte ein großer Erfolg, so auch bei dieser, leider zu kurzen Tournee. Es ist schon sehr bewegend, wie der Chor es versteht, durch Lied und Wort seine Zuhörer zu begeistern. Vor allem Nichtvertriebenen bewußt zu machen, welches Schicksal die russischen Menschen und die ostpreußischen Landsleute erdulden mußten. Man braucht den Frieden und die Völkerverständigung, man soll miteinander leben und die Zukunft gestalten, das ist das Anliegen dieses Klangkörpers. Auch in ihrer Freizeit, in ihrem Quartier oder beim gemütlichen Miteinander nach den Veranstaltungen, spürt man die Herzlichkeit dieser Menschen. Grenzüberschreitende Kulturarbeit bietet immer eine positive Brückenfunktion zwischen den Völkern. Wenn eine Veranstaltung das bestätigt hat, so der Gastauftritt des Kammerchores „Kant“. Das lag nicht nur an den Organisatoren, die diese Veranstaltung ermöglicht hatten, sondern vor allem an der musikalischen, aber auch menschlichen Qualität, die diesen Chor auszeichnet. Wenn man von Brückenfunktionen spricht, und das über Grenzen hinweg, so ist das nach 60 Jahren gerade für das nördliche Ostpreußen nach der politischen Wende in beiden Staaten, und nach all dem Leid, das die Menschen auf beiden Seiten erleben mußten, von besonderer Bedeutung. Daß sich die noch in Ostpreußen geborenen Vertriebenen und ein großer Teil der in der Heimat nun lebenden russischen Bevölkerung in Freundschaft die Hand reichen kann, ist mehr als bemerkenswert. Die Chormitglieder sangen nicht nur hervorragend, sie gewannen auch durch ihr Auftreten die Herzen des Publikums. Bei der Erlebnisgeneration floß so manche Träne, als der Chor – als Gruß an die deutsche Bevölkerung Ostpreußens – „Land der dunklen Wälder“ sang. Ansonsten gehörten russisch-orthodoxe Kirchenlieder, deutsche, europäische und russische Volkslieder zum Programm des Chores. Die Besucher dankten dem Chor mit sehr viel Applaus. Als Andenken an Dresden überreichte Elfriede Rick dem Kammchor einen selbstgearbeiteten Wandbehang mit einem Kant-Zitat.

Dresden – Dienstag, 23. Oktober, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden. – Mittwoch, 24. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Chorgruppe in der BdV-Begegnungsstätte, Borsbergstraße 3, 01309 Dresden.

Leipzig – Durch den guten Kontakt der Chorleiterin Rosa Wegelin zur Thomaskirche erhielt der Chor „Lied der Heimat“ von Pfarrer Wolff die Einladung, im Rahmen der Interkulturellen Woche in Leipzig ein kleines Konzert im Gemeindesaal der Thomaskirche zu geben. Das Konzert wurde von der Familie Wegelin, dem Chor und der Gesangsgruppe der rußlanddeutschen Frauen „Lyra“ gemeinsam durchgeführt. Die Besucher erlebten ein schönes, ausgewogenes Programm mit klassischer Musik und Liedern aus verschiedenen Ländern unter dem Motto „Alle Farben dieser Erde“ und zwei Kirchenliedern aus Anlaß des bevorstehenden Erntedankfestes. Mit Beethovens „Seid gegrüßt“ und „Freude schöner Götterfunken“ wurde das Konzert eröffnet. Alexander Wegelin, Student der Musikhochschule, erfreute mit einem Violincellosolo nach Bach, Rosa Wegelin sang das „Ave Maria“ und zusammen mit ihrer Tochter Anna „Sonntagmorgen“ von Mendelssohn-Bartholdy. Peter Wegelin begleitete nicht nur den Chor, sondern begeisterte auch als exzellenter Solist auf dem Akkordeon mit russischen Volksweisen. Als Moderatorin führte Irmgard Schäfer durch das Programm, und Inge Scharrer sprach die passenden Rezitationen. Wie gut das Konzert bei den Besuchern ankam, zeigten der herzliche Beifall und die anerkennenden Dankesworte von Herrn Stöttele mit der Einladung, bald wiederzukommen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 31. Oktober, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus“.

Giersleben – Donnerstag, 1. November, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der „Alten Schule“.

Magdeburg – Dienstag, 30. Oktober, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen“ in der Immermannstraße 19.

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Mölln – Mittwoch, 24. Oktober, 15 Uhr, Treffen der Gruppe Im „Quellenhof“, Mölln. Hans-Albert Eckloff hält einen Vortrag über Usbekistan. Er war vor einiger Zeit dort und wird einen interessanten Diavortrag halten. Außerdem gibt es wieder ein gemeinsames Singen mit instrumentaler Begleitung. Zu dieser Veranstaltung sind alle sehr herzlich eingeladen.

Ostpreußisches Landesmuseum

Noch bis 27. Januar 2008: Gemeinschaftsausstellung „Landschaften Livlands und der Lüneburger Heide – Der Maler Erwin Wohlfeil“ des Ostpreußischen Landesmuseums und der Carl-Schirren-Gesellschaft.

3. und 4. November: Sonderausstellung „Museumsmarkt – Landschaften und Traditionen“. Eröffnung durch den Landrat Manfred Nahrstedt am 2. November, 19.30 Uhr.

24. November bis 23. Dezember: Sonderausstellung „Mathematik zum Anfassen – In Erinnerung an den Mathematiker David Hilbert (1862-1943)“, Eröffnung 23. November, 18 Uhr. Eine interaktive Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Mathematikum Gießen.

Dienstag, 6. November, 14.30 bis 16.30 Uhr: Unter dem Motto: „Museum erleben“ gibt es einen Filmbeitrag mit Aufnahmen von heute: „Die Rominter Heide, ein bedeutender Naturraum in Ostpreußen“. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Dienstag, 20 November, 14.30 bis 16.30 Uhr: „Weihnachten in Ostpreußen“. Marion Junker liest aus ihrem 2006 erschienen Buch. Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Mittwoch, 14. November, 19.30 Uhr: „Klaviertrios der preußischen Romantik“, Konzert mit Kammermusik von E.T.A. Hoffmann und Prinz Louis Ferdinand von Preußen. In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam und der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Bremen.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 7 59 95 20, Fax (0 41 31) 7 59 95 11, Internet: www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Ostpreußentreffen in den USA

St. Petersburg / USA – Ihr inzwischen 8. Heimattreffen veranstalten am 10. November, 11 Uhr, die Ostpreußen in der „German America Society“, 8089 66th Street North, Pinellas Park, Florida 33781, Telefon 727 541 6782. Elfriede und Gustel Kirschbaum haben keine Mühen gescheut und alles organisiert. Sie werden auch für Mittagessen und Getränke sorgen. Preis pro Person und Essen (einschließlich Saalgebühr) 10 Dollar. Kuchen zum Kaffee und gute Laune dürfen mitgebracht werden. Um Anmeldungen bis spätestens 20. Oktober wird gebeten.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Angerburger Kulturpreis 2008 ausgeschrieben – Bis zum 29. Februar 2008 können unter dem Kennwort „Angerburger Kulturpreis“ unveröffentlichte oder nach dem 21. Januar 1955 erstmalig veröffentlichte Arbeiten eingereicht werden. Der vom Patenkreis Rotenburg (Wümme) 1955 gestiftete „Angerburger Kulturpreis“ wird alle drei Jahre vergeben und ist mit 500 Euro dotiert. Der Preis wird ausgeschrieben für literarische, künstlerische und wissenschaftliche Arbeiten Angerburger Künstler beziehungsweise Autoren oder den Kreis Angerburg betreffende deutschsprachige Arbeiten, in denen insbesondere seine Landschaft, menschliche Atmosphäre, Kultur, Wirtschaft und Geschichte, die Völkerverständigung oder eines dieser Gebiete künstlerisch oder wissenschaftlich behandelt werden. Als solche Arbeiten zählen auch Audio- und Videoarbeiten. Die Arbeiten sind bis zum obern genannten Termin an den Landkreis Rotenburg (Wümme), Amt 10, Hopfengarten 2, 27356 Rotenburg (Wümme), unter dem Kennwort „Angerburger Kulturpreis“ ohne Absenderangabe einzureichen. Name, Anschrift des Verfassers und die unterschriebene Erklärung, daß der Einsender sich den Bedingungen des Wettbewerbs unterwirft, sind in einem gesonderten, gleichfalls verschlossenen Umschlag beizufügen. Über die Einsendungen entscheidet ein Preisgericht. Der Landkreis Rotenburg (Wümme) würde sich über möglichst viele Einsendungen freuen. Ebenso auch die Kreisgemeinschaft Angerburg.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

Achtung Urlaub – Die Geschäftsstelle und das Samland-Museum bleiben noch bis zum 26. Oktober 2007 geschlossen. Ab 30. Oktober 2007 ist die Geschäftsführerin Ursula Albers zu den gewohnten Öffnungszeiten wieder für Sie da.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Arnold Schumacher, Hüttenstraße 6, 51766 Engelskirchen, OT Rümderoth, Telefon (0 22 63) 90 24 40. Gst.: Wiebke Hoffmann, Peiner Weg 23, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 2 23 53, geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Bekanntmachung zur Neuwahl der Mitglieder des Kreistages der Kreisgemeinschaft Gerdauen für die Wahlperiode 2007 bis 2011 – Die Wahlvorschläge des Vorstandes sind im *Ostpreußenblatt* Nr. 17 / 2007 vom 28. April 2007 sowie im Heimatbrief Nr. 39 / 2007 veröffentlicht worden. Bis zum Ablauf der Einreichungsfrist am 8. Juli 2007 wurde ein Wahlvorschlag für Volker Jonies seitens der Mitglieder eingereicht. Nach § 5 Abs. 3 der Wahlordnung gelten daher nachfolgende vom Vorstand und den Mitgliedern vorgeschlagenen Personen sowie die vom Kreistag zugewählten Mitglieder als gewählte Mitglieder des Kreistages für die Wahlperiode 2007 bis 2011 (in Klammern Kirchspiel): Beißel, Jörg (Gerdauen), Meyer, Hans Eckart (Gerdauen), Scharnowski, Lothar (Gerdauen), Trennepohl, Brigitte (Gerdauen), Havertz-Krüger, Brigitte (Nordenburg), Mogk, Walter (Nordenburg), Biewald, Doris (Nordenburg), Romagno, Margitta (Nordenburg), Schumacher, Arnold (Assaunen), Dr. Wokulat, Jürgen (Assaunen), Rahn, Klaus-Dietrich (Friedenberg), Leon, Karin (Groß Schönau), Jonies, Volker (Karpowen (Karpauen)), Bannick, Dirk (Klein Gnie), Bannick, Ilse-Annemarie (Klein Gnie), Holtermann, Gertrud (Laggarben), Laube, Anita (Löwenstein), Hoffmann, Dietmar (Muldszen (Mulden)), Motzkus, Anita (Muldszen (Mulden)). gez. Hans-Jakob Nickels, Vorsitzender des Wahlausschusses.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 91, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Heimatgruppe Darmstadt – Freitag, 19. Oktober, 11.30 Uhr, Stammtisch der Heimatgruppe Darmstadt im Bürgerhaus, Darmstadt-Wixhausen. Dazu sind hiermit alle interessierten Landsleute herzlich eingeladen.

Insterburger Teutonen – Sonnabend, 3. November, 14 Uhr, Treffen der „Insterburger Teutonen“ in der Gaststätte Bürgerbräu, Blumenhaller Weg 43, Osnabrück, zu einem gemütlichen Zusammensein. Alle aus Insterburg Stadt und Land Stammenden sind herzlich eingeladen.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

Vereinigung ehemaliger Ponarther Mittelschüler – Auch im 62. Jahr nach Flucht und Vertreibung haben sich in diesem Jahr wieder Ponarther Schüler und Landsleute zu ihrer traditionellen Zusammenkunft mit den unendlich vielen Erinnerungen an die Vergangenheit zusammengefunden. Auch wenn sich der Teilnehmerkreis nun leider mit den Jahren verringert hat, und einige Landsleute fortgeblieben sind (nach dem Verzicht auf das e. V.), waren es noch genügend Ponarther die sich am ersten Abend der Zusammenkunft im Kristallsaal versammelten, um mit dem gewohnten Plachanderabend ihr Jahrestreffen zu beginnen. In seiner kurzen Begrüßung erinnerte Horst Glaß nicht nur an Flucht und Vertreibung, sondern ebenso an den besonderen Stellenwert dieser Königsberger Vorstadt, bevor es danach hieß: „Weißt du noch ...?“. Eine besonders erfreuliche Bedeutung hatte die Teilnahme an dem Jahrestreffen für einen Ponarther, der auf Spurensuche, bei dieser Veranstaltung, durch sein Zusammentreffen mit einstigen Schülern der Ponarther Penne, weit zurück geführt wurde in die Zeiten seiner eigenen sorgenfreien Kindheit in Königsbergs Südstadt.

Am Vormittag des folgenden Sonnabends fanden sich, nach den ersten Kontaktgesprächen des Vortages, die Ponarther zusammen zur Erörterung der weiteren Gestaltung künftigen Gemeinschaftslebens, seien es weitere Treffen oder die jährliche Versendung von drei Informations-Rundschreiben. Sowohl ein weiteres Jahrestreffen vom 3. bis 5. Oktober 2008 als auch die weitere Versendung von Rundschreiben wurden beschlossen. Nachdem mit diesen beiden wichtigen Entschlüssen die weitere Existenz der Vereinigung bestätigt war, wurde diese Vormittags-Zusammenkunft beendet, bei der man auch der Verstorbenen der vergangenen Monate gedacht hatte. Neben freier Nachmittagsgestaltung wurde aber auch ein interessantes DVD-Angebot angeboten: Mit einem Spaziergang durch das Ponarth von heute, einem keinesfalls ausgelöschten Stadtteil, der sich allerdings oftmals in einem recht ramponierten Zustand befindet. Abgeschlossen wurde dieser Tag mit der zur Gewohnheit gewordenen Festveranstaltung auch bei diesem Zusammensein, für das wie all die Jahre zuvor Werner Gutzeit die Vorarbeiten erledigt hatte. Noch einmal erinnerte in einer kurzen Festansprache Horst Glaß an das Menschenrechtsverbrechen „Vertreibung“ nebst aller damit verbundenen Folgen. Er erinnerte aber auch an die frühe Bereitschaft gerade der Vertriebenen, auf Rache und Vergeltung zu verzichten, noch ehe die sogenannten „Staatenlenker“ daran dachten. Nach einem gemeinsam gesungenen Lied ging es zum gemütlichen Teil, der nicht nur von einem musizierenden Alleinunterhalter gestaltet wurde, sondern ebenso von den Ponarthern selbst, die in ihren Reihen genügend Talente für die Abendveranstaltung hatten. Gegen Mitternacht erfolgte dann der Abgesang für diese Veranstaltung, bei der die ehemalige Schülerschaft gemeinsam ein Lied anstimmte. Noch einmal fand der Kreis ehemaliger Ponarther zusammen.

Am Vormittag des Sonntages bei einer Morgenandacht, die Arno Hermann gestaltete, um danach bei einer gemeinsamen Mittagsmahlzeit dieses Jahrestreffen ausklingen zu lassen. Man versprach sich, auch im nächsten Jahr wieder diese, der Heimat gewidmete, Veranstaltung durchzuführen. Wobei auch davon die Rede war, daß die diesjährigen Teilnehmer kräftig dafür werben wollen, im nächsten Jahr (3. bis 5. Oktober) recht viele Ponarther anzuregen, den Weg nach Bad Meinigen anzutreten. Auch wenn bisweilen, im Rabattalter, die 80jährigen nicht mehr so flott sind wie zu einstigen Zeiten in Ponarth. Aber was macht dies schon, wen nur die geistige Frische bleibt. Ponarther Mittelschüler wie Landsleute der Königsberger Südstadt sind eben nicht unterzukriegen.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Gelungenes Treffen der Kreisgemeinschaft Königsberg-Land in Minden – Beim Kreistreffen begann die Feierstunde mit dem Glockengeläut des Königsberger Domes. Die ostpreußischen Landsleute erinnerten sich mit Wehmut an die Heimat, ihre Gedanken gingen aber auch zum gegenwärtigen Königsberg, wo der Dom neu entstanden ist. Aus fast allen Bundesländern und aus dem Ausland waren mehr Landsleute als beim Kreistreffen vor zwei Jahren nach Minden gekommen, wo der Kreis Minden-Lübbecke seit nunmehr 52 Jahren ein Patenschaftsverhältnis zum früheren Landkreis Königsberg unterhält. Der Kreisausschuß Königsberg-Land hatte ein zweitägiges Beisammensein vorbereitet, das am Sonnabend ein dichtes Programm beinhaltete: Führungen durch das Samland-Museum, einen ausführlichem dennoch kurzweiligen Vortrag von zwei engagierten Diplomrestauratorinnen, Silke Heinemann und Juttea Kalff, über ihre interessanten, aber auch in jeder Hinsicht mühevollen Aktivitäten in der St. Katharinenkirche in Arnau, eine Dichterlesung von Ruth Schlott aus Weimar mit humorvollen und besinnlichen Beiträgen von Siegfried Lenz und Ernst Wiechert, eine Vollversammlung mit einer notwendigen Satzungsänderung und einem heimatlich-musikalischen Abend, gestaltet von Vera und Rudi Schmiedel, und überraschend unter Mitwirkung unseres Landsmannes Walter Löwenberg.

Der Sonntag vormittag war der Feierstunde gewidmet. Wie bei jedem Kreistreffen wurde ein Kranz am Gedenkstein in der Porta niedergelegt. Dieses Ehrenmal war im Jahre 1965 zur zehnten Wiederkehr des Jahrestages der Begründung des Patenschaftsverhältnisses zwischen dem Kreis Minden und der Kreisgemeinschaft errichtet worden. Wie eingangs berichtet, begann die Feierstunde mit dem historischen Geläut der Glocken des Königsberger Domes. Nach einer Intrada begrüßte die Kreisvertreterin Gisela Broschei die Anwesenden, und es wurde der Choral „Gott des Himmels und der Erden“ gesungen. Dieses Kirchenlied sollte die Verbundenheit mir dem Kirchenliederdichter und -komponisten Heinrich Albert zum Ausdruck bringen. Dieser hatte sein Lied 1642 zum ersten Mal im Königsberger Dom erklingen lassen. In der ergreifenden Totenehrung, gehalten vom Ausschußmitglied Dietrich Riebensahm, mahnte dieser die Lebenden aus dem Vergangenen Lehren zu ziehen. In Vertretung des verhinderten Landrates, Dr. Niermann, überbrachte die stellvertretende Landrätin Härtel die Grüße und Wünsche des Landkreises Minden-Lübbecke. Alle Anwesenden freuten sich über die herzlichen und einfühlsamen Ausführungen von Frau Härtel. Sie zeigte viel Verständnis dafür, daß Vertriebene ihre Heimat in Ehren halten und nicht vergessen wollen, und war sehr interessiert an der Entwicklung in dem jetzigen Ostpreußen und den baltischen Staaten. Sie wurde mit dankbarem Applaus und, als kleine Aufmerksamkeit, mit einem Ostpreußenkalender für das Jahr 2008 bedacht. Landsmann und stellvertretender Vorsitzender unseres Nachbarheimatkreises Fischhausen Klaus Lunau überbrachte und Grüße und konnte uns über die neuste Entwicklung des Ostseebades Cranz unterrichten. Dort ist eine Verbesserung der Zustände und die Verschönerung des Ostseebades überall zu spüren. Als Gruß aus der Heimat überreichte er der Kreisvertreterin Sand und Bernstein aus Cranz vom Ostseestrand. Lorenz Grimoni, unser Festredner, der zweite Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Königsberg, vor wenigen Tagen von einer Reise aus Königsberg zurückgekehrt, schilderte dann ausführlich und eindrucksvoll die bivalente, völlig konträre Situation in der Hauptstadt und ihrem früheren ländlichen Kreisgebiet.

Beeindruckend war für ihn der Wiederaufbau des Domes und der Bauboom in der heute 500 000 Einwohner zählenden Stadt, erschreckend dagegen die Tausende von Straßenkinder und Einwohnern, die am Existenzminimum leben, ebenso die ungeheure Armut im Kreis Königsberg. Von der einstigen Kornkammer Deutschlands ist nichts mehr zu spüren, das Land wird nicht mehr bestellt, die Dörfer verfallen; sie werden in naher Zukunft verschwinden. Alte Ordenskirchen werden, sofern sie es nicht schon sind, nur noch Steinhaufen sein. Umwelt- und Klimaschutz sind Fremdwörter. Doch es bleibt das Wissen, so Lorenz Grimoni, daß Ostpreußen eine lange reiche deutsche Geschichte hat und daß diese Geschichte mit ihrer Kunst und Kultur nicht in Vergessenheit geraten kann. Dazu haben zu viele Geistesgrößen aus Ostpreußen, man denke nur an Kant, Herder, E.T.A. Hoffmann, Käthe Kollwitz, Agnes Miegel und Ernst Wiechert sowie an Max v. Schenkendorf und Arno Holz, ihre unvergänglichen Spuren hinterlassen. Diese zu bewahren ist unsere Aufgabe. Lm. Grimoni bekam viel Zustimmung und Beifall für seine ausführliche Beschreibung und Bewertung der heutigen Zustände in unserem Kreisgebiet und dessen Hauptstadt.

Ein Kleinod aus dem Elternhaus in Postnicken – Fast könnte man schon an ein Wunder glauben, wenn einem nach über 62 Jahren ein bereits als verloren geglaubter familiärer Gegenstand übergeben wird. So geschehen beim Treffen der Kreisgemeinschaft. Im Jahr 1945 floh unter anderem auch die Familie Erich Schirmacher aus Postnicken / Kurisches Haff vor der anrückenden Roten Armee und „strandete“ schließlich in Dänemark. Vielen Landsleuten war aber ein Entkommen vor dem drohenden Inferno leider nicht möglich. Davon war auch die Familie des Tischlermeisters Paul Lemke aus Schaaksvitte betroffen. Wie viele andere Familien wurde auch die Familie Lemke, der Vater war Soldat, von Ort zu Ort getrieben. Im Sommer 1945 fanden die Lemkes im Haus ihrer Verwandten, des Fleischermeisters Penk in Postnicken eine Bleibe. Wie in der damaligen turbulenten Zeit üblich, durchstreiften auch die schulpflichtigen Söhne der Lemkes die nähere Umgebung nach noch brauchbaren Gütern. So fanden sie unter anderem im Bauernhaus Schirmacher eine silberne Zuckerzange. Auf der Zuckerzange war das Monogramm „FS“ eingraviert. Die Ehefrau von Erich Schirmacher, Frieda geb. Siedler, hatte bei der Heirat neben anderen wertvollen Aussteuergegenständen auch diese Zuckerzange in die Ehe eingebracht. Bei der Vertreibung aus der ostpreußischen Heimat im April 1948 hat Ilse Stumpp geb. Lemke die vorwähnte Zuckerzange ins Schwabenländle nach Ravensburg mitnehmen können. Etwa zwei Wochen vor dem Kreistreffen unterhielt sich Herbert Laubstein mit seiner früheren Nachbarsmarjell Ilse Lemke geb. Stumpp telefonisch über dieses heimatliches Mitbringsel. Sie war gewillt, diesen heimatlichen Gegenstand dem Sohn des Landwirts Schirmacher, Manfred Schirmacher, nach all den Jahren zukommen zu lassen. Schön poliert und liebevoll von Ilse in ein kleines Schmuckkästchen eingepackt, übergab auf dem Kreistreffen Lm. Laubstein Manfred Schirmacher die Zuckerzange. In einem beigefügten Brief schilderte Ilse Stumpp den bisherigen Weg des „Kleinods“. Nicht nur für Manfred Schirmacher, auch für alle anderen Teilnehmer des Kreistreffens war es ein rührender und bewegender Augenblick zugleich. Die Überraschung war geglückt. Ilse Lemke geb. Stumpp sei an dieser Stelle, auch im Namen von Manfred Schirmacher, herzlich gedankt dafür, daß sie dieses „Wunder“ möglich gemacht hat.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Hauptkreistreffen hat am 15. und 16. September 2007 in Burgdorf stattgefunden – Mit etwas Bangen erwarteten wir das diesjährige Hauptkreistreffen, das erstmalig in Burgdorf stattgefunden hat. Ein Wechsel bringt doch immer Unruhe mit sich. Nötig war er geworden, weil der Veranstaltungsort Bad Nenndorf inzwischen viel zu teuer geworden ist. Wir sagten uns jedoch, wer kommen will, der kommt auch an einen anderen Ort. Der Erfolg gab uns recht. Schon gleich nach der Öffnung um 9 Uhr strömten die Landsleute in das Veranstaltungszentrum. Nett gedeckte Tische und die ansprechenden Räumlichkeiten ließen sofort eine angenehme Atmosphäre spüren. Im Foyer präsentierte Gerhard Fischer seine Landwirtschaftsausstellung und das „Fliegende Archiv“, das sind alle Berichte die jeweiligen Kirchspiele betreffend auf jeweils einer CD. Ideal für den Personenkreis, der nicht über die gesamte „Tohus“-Palette verfügt, oder für den, der lediglich über das betreffende Heimatkirchspiel geballte Informationen sucht. Die Elchschaufel, die über dem Ganzen angebracht war, löste Freude bei den Betrachtern aus. Am Informationsstand in der Halle waren Liselotte Beyer und Dorothea Kurzmann ständig beschäftigt, die Wünsche der Landsleute zu erfüllen. Alfred Erdmann mit seiner Familienforschung hatte gut zu tun, die Anfragen zu bearbeiten. Am Sonnabend nachmittag gab es ein kleines Programm, „BernStein“ (Bernd Krutzinna) trug ostpreußische und andere Lieder aus seinem Repertoire

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

vor; Gerda Kern und Egbert Marenke erkundigten sich: „Wat gifft et Niees in Labiau?“ Die heimatliche Mundart zu hören, weckte viele Erinnerungen. Der Abend klang dann bei Musik und Tanz aus.

Auch am Sonntag konnten wir die gleiche Besucherzahl verzeichnen (an beiden Tagen waren jeweils rund 400 Landsleute zusammengekommen). Um 10 Uhr begann die Festveranstaltung. Die Kreisvertreterin Brigitte Stramm begrüßte mit großer Freude den Bürgermeister der Stadt Burgdorf, Herrn Baxmann, den diesjährigen Festredner, Prof. Dr. Karl-Heinz Schneider von der Leibniz-Universität Hannover, Historisches Seminar (auf Prof. Schneider sind wir aufmerksam geworden, als er in Worpswede einen interessanten, bemerkenswerten Vortrag hielt), und natürlich die Labiauer aus Stadt und Kreis mit ihren Familien und Freunden. Als Liebeserklärung an Ostpreußen trug die Kreisvertreterin etwas aus dem Agnes-Miegel-Gedicht „Es war ein Land ...“ vor. In der anschließenden Totenehrung wurde stellvertretend für alle Kreis Labiauer, die diese Erde verlassen mußten, Bruno Franks, des langjährigen Betreuers des Torhauses Otterndorf mit der Sammlung Labiau / Ostpreußen aus Rehfeld, Kreis Insterburg, und Günter Zimmerlings aus Bitterfelde / Bittkallen, zuletzt wohnhaft in Chemnitz, gedacht. Anschließend gab die Kreisvertreterin einen kurzen Abriß über die Arbeit der Kreisgemeinschaft im vergangenen Jahr und die aktuellen Neuigkeiten, zum Beispiel das aktuelle Pläne bestehen, die Stadt zu verschönern. Der Investor des Fischdorfes in Königsberg will sich auch in Labiau engagieren, dazu sollen auch Wasserwege und Häfen ausgebaut werden. Reale Pläne sind vorhanden, was davon umgesetzt werden kann, wird die Zukunft zeigen. Außerdem erwähnte sie die kurz zuvor geschlossene Patenschaft zwischen Heppenheim und Polessk (Labiau), die aufgrund der Initiative von Hans-Ulrich Karalus zustande gekommen ist. Brigitte Stramm drückte ihre Besorgnis darüber aus, daß die Nachkommen wenig Interesse für Ostpreußen und den Heimatkreis zeigen, und appellierte noch mal an alle Teilnehmer, in ihren Kindern und Enkeln die Liebe zu dem Land ihrer Vorfahren zu wecken, unser Heimatkreis darf nicht vergessen werden und sollte fest im Bewußtsein der nachkommenden Generationen verankert sein. Bisher ist das nur bei den Familienforschern der Fall. Dazu gehören auch die Reisen in die Heimat, der Appell ging an alle Teilnehmer: Fahrt mit uns in die Heimat, die Kreisgemeinschaft Labiau möchte sich, solange es irgend geht, geschlossen im Heimatkreis zeigen. Angesprochen wurden auch Artikel und Dokumentationen über unseren Heimatkreis, die aus dem Kreis der Landsleute kommen. Gerade habe ich etwas Interessantes mit privaten Fotos aus dem Nachlaß eines Lehrers in Sussemilken bekommen. So fügt sich Stein auf Stein gegen das Vergessen. Dazu soll auch die Zeitzeugenbörse beitragen.

Wir wollen dokumentieren, präsentieren, vortragen – kurzum der Ansprechpartner für alles rund um den Kreis Labiau sein. In diesem Jahr wurde Ilse Hunger für ihre unermüdliche Arbeit in unserer Kreisgemeinschaft, für ihr Engagement in ihrem Heimatort Kaimen – dort unterstützt sie tatkräftig mit Hilfe ihrer Kaimer den Kindergarten, außerdem ist sie die Leiterin der Ostpreußengruppe Reutlingen – mit der Goldenen Ehrennadel der Stadt Labiau ausgezeichnet. In seinem Grußwort erinnerte Bürgermeister Baxmann an die Zeit, als nach 1945 die Vertriebenen nach Burgdorf kamen, und daß Burgdorf die Patenstadt für Zinten, Kreis Heiligenbeil ist. Es besteht da eine rege, harmonische Patenschaft, mit jährlich stattfindenden Treffen. Daher sind die Ostpreußen in Burgdorf immer willkommen. In seinem Festvortrag behandelte Prof. Dr. Schneider auch das Thema Eingliederung, er schilderte anschaulich, auch anhand von Beispielen, die damaligen Schwierigkeiten, aber auch die Zähigkeit der Menschen, die in Niedersachsen einen neuen Wohnort gefunden haben. Mucksmäuschenstill war es während des Vortrags, und viele Zuhörer fanden sich in den Schilderungen wieder. Anhaltender Beifall begleitete Prof. Schneider nach seinem Vortrag zu seinem Platz. Was währe eine Feierstunde ohne Musik oder Gesang? Wir entschieden uns dieses Jahr für letzteres, und zwischen den einzelnen Programmpunkten erklangen dann ostpreußische Lieder. Dann hielten Gerda Kern als Oma und Martina Hahn geb. Jeromin (ihre Mutter stammt aus Jorksdorf) ein Enkel / Oma-Gespräch mit dem Titel: „Oma, wie war es damals bei euch in Ostpreußen?“ Gerda Kern antwortete in Ostpreußisch-Platt, eine Sprache, die leider bald nicht mehr zu hören sein wird. Mit dem Schlußwort der Kreisvertreterin und dem Dank an alle Helfer, dem gemeinsamen Singen des Ostpreußenliedes und der „Kette zur Heimat“ war dann die Veranstaltung beendet. Brigitte Stramm wies noch auf das Deutschlandtreffen der Ostpreußen in Berlin am 10. und 11. Mai 2008 in Berlin und das nächste Kreistreffen im September 2008 in Otterndorf hin. Anschließend stärkte man sich mit den angebotenen leckeren Speisen und nutzte die Zeit zu Gesprächen, die häufig damit begannen: „Weißt du noch ...“. Ein lieber Dank der Kreisvertreterin an alle Besucher für ihr Kommen, Wünsche für eine gute Heimfahrt und beste Gesundheit wurden mit auf den Weg gegeben. Alles in allem eine gelungene Veranstaltung. Wir sind uns einig: In zwei Jahren ist wieder Burgdorf unser Ziel.



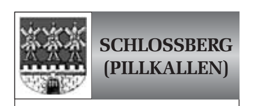
Kreisvertreter: Jürgen Szepanek, Nachtigallenweg 43, 46459 Rees-Haldern, Tel. / Fax (0 28 50) 10 17

Heimattreffen 2007 – Schon am Sonnabend fand im Bildungs- und Verwaltungszentrum der Stadt Bochum die Sitzung des fast vollständigen Kreistages statt. Der Tätigkeitsbericht des Kreisvertreters war umfangreich und durchweg positiv, er fand die Anerkennung des Kreistages. Er berichtete von der Reise nach Neidenburg mit Günther Ernst, um mit Hilfe von Albert Wylengowski die Bruderhilfe und unsere Spenden an sehr bedürftige Menschen der deutschen Volksgruppe zu verteilen. Auch vom Besuch beim Neidenburger Bürgermeister und von dem Gedankenaustausch mit ihm berichtete er. Der von Alfred Wylengowski ehrenamtlich gut betreut deutsche Verein wird 2009 sein 15jähriges Bestehen feiern, können. Es folgten die Berichte des Schatzmeisters, der einen ausgeglichenen Haushalt 2006 vorweisen konnte, sowie der Kassenprüfer, die nichts zu beanstanden hatten. Allen Vorstandsmitgliedern und dem Kreisausschuß wurde einstimmig die Entlastung erteilt. In der anschließenden Diskussion wurde in allen Fragen Einigkeit erzielt.

Am Sonntagmorgen fand am Ehrenmal an der Pauluskirche in Bochum die Kranzniederlegung statt. Bei Beginn der Feierstunde um 11 Uhr war der Ruhr-Congress von rund 500 Landsleuten besucht. Der 1. stellvertretende Kreisvertreter Benno Kaden eröffnete die Feierstunde und begrüßte alle Anwesenden, insbesondere die Oberbürgermeisterin Dr. Scholz sowie die Vertreter des Rates der Stadt Bochum. Begrüßen konnte er auch Herrn Köhler vom Bund der Vertriebenen sowie die Damen und Herren von der Presse. Das geistliche Wort und die Totenehrung sprach unser Heimatpfarrer Powierski in einer sowohl weltoffenen wie heimatverbundenen Form. Danach sprach erstmalig die Bochumer Oberbürgermeisterin zu den Neidenburgern. Sie gab ihrer Freude Ausdruck darüber, daß sie auf diese Weise im direkten Kontakt zu den Neidenburgern sich ein Bild von der Atmosphäre dieses Heimattreffens machen konnte, das ja inzwischen über fünf Jahrzehnte in Bochum stattfindet. Sie gratulierte allen Neidenburgern zum 60jährigen Bestehen dieser festen Gemeinschaft früherer Bewohner aus Ostpreußen und beglückwünschte unseren neuen Kreisvertreter, Jürgen Szepanek, zu dessen Wahl. Das gute Verhältnis zwischen der Stadt Bochum und der Kreisgemeinschaft in all den Jahren hob sie hervor und gab ihrer Überzeugung Ausdruck, daß diese hervorragende Verbindung sich auch mit neu gewählten Vertretern weiter entwickeln werde. Sie dankte auch der letzten Kreisvertreterin Marion Haedge für die entscheidend geprägte Verbindung zu den Neidenburgern und deren Vertretern des Kreistages zu ihr; sie freute sich auch über die Führung durch die wunderschöne Heimatstube. Es ist wirklich ein „starkes Stück Ostpreußen“, was in dem historischen Gebäude des Amtshauses Werne zu sehen ist. Die Oberbürgermeisterin erwähnte auch die jüngste deutsche Kriegsgräberstätte in Neumark (Stare Czarnowo) unweit von Stettin. Dort ruhen 10 000 Gefallene, weitere 20 000 Opfer werden dort nach Umbettung ihre letzte Ruhe finden. Dort haben deutsche und polnische Soldaten gemeinsam gearbeitet. Deutsche und Polen sind auf dem richtigen Weg.

Die Kreisgemeinschaft Neidenburg hat immer schon zu einem gutnachbarschaftlichen Verhältnis beigetragen. Sicher kann man nicht ausradieren, was den Menschen in beiden Ländern zugefügt worden ist. Vieles ist nicht mehr, wie es war, aber wie es jetzt ist, gibt es den Menschen überall eine gute Perspektive. Dr. Scholz schloß mit einem herzlichen Glückauf. Der Kreisvertreter Jürgen Szepanek gab einen ausführlichen Rückblick auf 60 Jahre Kreisgemeinschaft Neidenburg. Am 13. September 1947 fand das erste Heimattreffen in Nürnberg statt. Am 30. Mai 1948 fand in Hannover ein Großtreffen mit rund 4000 Landsleuten statt, trotz Verbotes der Besatzungsmächte. Die Patenschaftsübernahme der Stadt Bochum erfolgte 1953 mit dem Kreis Neidenburg, ein Verdienst des letzten Bürgermeisters der Stadt Neidenburg und unseres ersten Kreisvertreters Paul Wagner. Zeugnisse dieses ausgezeichneten Wirkens von Paul Wagner waren und sind: der Bau der Neidenburger Siedlung mit der Neidenburger Straße, die Einrichtung einer Neidenburger Heimatstube, die Herausgabe der beiden Kreisbücher „Der Kreis Neidenburg“ und die „Land-Gemeinden des Kreises Neidenburg“. Dies alles konnte nur dank der finanziellen Unterstützung durch unsere Patenstadt Bochum bewerkstelligt werden. Die Stadt Bochum verlieh Paul Wagner für seine Verdienste, die er sich um das Ansehen der Stadt Bochum erworben hat, als ersten Nicht-Bochumer im Jahre 1973 den Ehrenring. Er war Träger des Bundesverdienstkreuzes und der höchsten Auszeichnung der Landsmannschaft Ostpreußen, des „Preußenschildes“. Am 31. Dezember 1975 legte Lm. Wagner sein Amt aus Altersgründen nieder.

Im höchsten Amt der Stadt Bochum waren in dieser Zeit der sogenannten Patenvater, Oberbürgermeister (OB) Fritz Heinemann, gefolgt von OB Fritz Claus und OB Heinz Eitkelbeck. Nach dem Ausscheiden von Paul Wagner und zwischenzeitlicher Amtsübernahme durch Jürgen Dauter wurde 1978 der Jurist Wolf-Joachim Becker zum Kreisvertreter gewählt. In seiner Amtszeit entstanden in gemeinsamer, intensiver Arbeit mit unserem heutigen Kreisältesten Gerhard Toffel die beiden Bildbände „Der Kreis Neidenburg / Ostpreußen im Bild“, Band 1 und Band 2. Leider verstarb Lm. Becker 1990 plötzlich mit 53 Jahren viel zu früh. OB von Bochum in der zwölfjährigen Tätigkeit Wolf-Joachim Beckers war weiterhin Heinz Eikelbek. Als Nachfolger von Herrn Becker stellte sich dankenswerterweise Klaus Zehe für vier Jahre (1990–1994) zur Verfügung. Danach wählte der Kreistag Marion Haedge zur Kreisvertreterin. Nach zweimaliger Wiederwahl hat Frau Haedge 2006 nicht erneut kandidiert. Bis 2004 hieß der Bochumer OB Ernst-Otto Stüber, dem auch eine Dame im Amt folgte, unsere heutige OB Dr. Ottilie Scholz, die unser Kreisvertreter sehr herzlich begrüßte und sich für ihre netten, inhaltsvollen Grußworte bedankte.



Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Hauptkreistreffen der Kreisgemeinschaften Schloßberg und Ebenrode in der Stadthalle Win-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 22



Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

sen (Luhe) – Schon am 7. September hatten sich 40 Ehemalige der Friedrich-Wilhelm-Oberschule Schloßberg eingefunden, um Erinnerungen an die Schulzeit auszutauschen. Der Sohn des ehemaligen Lehrers Dr. Herbert Kirrinis, Manfred Kirrinis, gedachte mit einer Schilderung des Lebenslaufes seines Vaters dessen 100. Geburtstages. Prof. Friedrich Karl Rammoser sprach mit eindrucksvollen Worten über die Entwicklung der Schülergemeinschaft und des Traditionsraumes im Winsener Gymnasium, der seit 25 Jahren besteht und in jedem Jahr am Sonnabendvormittag ein willkommener Treffpunkt für die „Ehemaligen“ ist. Er würdigte dabei auch die Arbeit von Hans-Günther Segendorf, dem die Gründung der Schülervereinigung zu verdanken ist. In diesem Jahr hatte Oberstudiendirektor Haun sogar mit einem Sektempfang am Sonnabendvormittag des 25jährigen Jubiläums gedacht. Am Abend vorher hatte der Schulleiter des Winsener Gymnasiums einen kurzen Bericht über die Entwicklung des Gymnasiums gegeben. So kann man sagen, daß es Ulla Gehm gelungen ist, die Patenschaft des Winsener Gymnasiums für die Schülervereinigung auch durch die Albertenverleihung anläßlich der Abiturfeier in jedem Jahr neu mit Leben zu erfüllen. Die Möglichkeit der Teilung des Saales erlaubte beiden Kreisgemeinschaften getrennte Sitzungen durchzuführen. Kreisvertreter Litty konnte Ehrungen verdienter Landsleute vornehmen. Heinz-Günter Hubert – seit 25 Jahren Schatzmeister der Kreisgemeinschaft – wurde mit dem Goldenen Ehrenzeichen der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet. Renate Wiese, Geschäftsführerin, und Norbert Schattauer, Kreisjugendbetreuer, wurden mit dem Silbernen Ehrenzeichen ausgezeichnet. Ein ausführlicher Bericht darüber folgt in einer der nächsten Ausgaben der *PAZ*.

Um 17 Uhr hielt Kreisvertreter Friske von der Kreisgemeinschaft Ebenrode, Pfarrer i. R., einen erbaulichen Gottesdienst im St.-Jakobus-Gemeindehaus. Dann traf man sich zum gemeinsamen geselligen Beisammensein beider Kreisgemeinschaften im großen Saal der Stadthalle. Eröffnet wurde der Abend durch den Volkstanzkreis Winsen, der mit seinen Darbietungen die Anwesenden auf den Tanzabend gut einstimmen konnte. Es folgten dann noch Einzelbeiträge mit ostpreußischem Humor, so daß es dem Alleinunterhalter nicht schwer fiel, die Landsleute zum Tanz zu begeistern. Eine besondere Attraktion stellte sich im Laufe des Abends ein. Vier Teilnehmer mit dem Namen Rammoser konnten feststellen, daß sie miteinander verwandt sind. Der Senior aus dem Kreis Ebenrode mit 90 Jahren und die übrigen drei Rammoser aus dem Kreis Schloßberg – aus zwei verschiedenen Familien – feierten ein kreisübergreifendes Treffen.

Der Sonntag wurde mit der Kranzniederlegung auf dem Winsener Waldfriedhof eingeleitet. Mit einer ergreifenden Andacht gedachte der Kreisvertreter Helmut Friske der Toten des Zweiten Weltkrieges und auch der Landsleute, die fern der Heimat nach dem Kriege verstorben sind. Wie auch in den vergangenen Jahren wurde die Bedeutung der Kranzniederlegung durch die Anwesenheit des Kommandeurs des Winsener Schützenkorps Wilhelm Rulfs, der Schützenkönige und weiterer Mitglieder unterstrichen. Die gemeinsame Feierstunde wurde durch den Singzirkel Winsen (Luhe) musikalisch umrahmt. Die Grußworte für den Landkreis Harburg sprach der Stellvertretende Landrat Manfred Karthoff. Der Zweite Weltkrieg hatte einen Flüchtlingsstrom und Vertreibungen in ungeahntem Maße zur Folge. So nahm der Landkreis Harburg 56 000 Flüchtlinge auf, was gewaltige Integrationsleistungen der Bevölkerung des Landkreises, aber auch der Flüchtlinge und Vertriebenen erforderte. Karthoff würdigte aber auch den Brückenschlag der Kreisgemeinschaften zu den jetzigen Bewohnern unserer Heimat.

Der Stellvertretende Bürgermeister von Winsen (Luhe) würdigte in seinem Grußwort die Veranstaltung eines gemeinsamen Treffens beider Kreisgemeinschaften und ging kurz auf die Nachkriegszeit ein, als für die vielen Flüchtlinge und Vertriebenen Unterkünfte und Arbeitsplätze geschaffen werden mußten. Die Festansprache des Sprechers der LO, Wilhelm v. Gottberg, zum Thema: „Die Landsmannschaft Ostpreußen im Ausblick auf das Jahr 2012“ wird im Heimatbrief veröffentlicht werden. Mit dem Ostpreußenlied, dem Schlußwort von Kreisvertreter Friske und dem Deutschlandlied endete die Feierstunde. Nach 13.30 Uhr war dann die Heimatstube geöffnet, die wieder einmal die Besucher mit ihrem einladenden Fluidum empfing. Interessierten konnte sogar eine Führung angeboten werden. Abschließend kann man sagen, daß das gemeinsame Hauptkreistreffen beider Kreisgemeinschaften eine gelungene Veranstaltung mit rund 300 Besuchern war und deshalb auch voraussichtlich im nächsten Jahr ein gemeinsames Hauptkreistreffen stattfinden wird.



WEHLAU

Kreisvertreter (kom.): Hans Schlender, Telefon (0 4 0) 20 97 67 35, Fax (040) 20 97 30 80, Schellingstraße 100, 22089 Hamburg, E-Mail: hans.schlender@freenet.de

Wahlen zum Wehlauer Kreistag 2007 – Der Wahlausschuß gibt bekannt: Die Wahlen zum Kreistag der Kreisgemeinschaft Wehlau wurden während des Hauptkreistreffens der Kreisgemeinschaft in Bad Nenndorf am Sonntag, dem 23. September 2007, abgeschlossen. Anschließend wurden die abgegebenen Stimmen der Briefwahl und die Stimmen der Direktwahl durch den Wahlausschuß ausgezählt. Für die Wahlperiode 2007 bis 2011 wurden folgende Kandidaten in den Kreistag gewählt. Die Reihenfolge in der Aufstellung wird durch die Anzahl der Stimmen bestimmt, die für den jeweiligen Kandidaten abgegeben wurden: 1. Schlender, Hans (261); 9. Weber, Claudia (158); 2. Schlisio, Harry (245); 10. Eggert, Hauke-Hermann (154); 3. Daniel, Otto (201); 11. Comtesse, Hanna (152); 4. Abel, Alfred (186); 12. Garrn, Margit (152); 5. Schimkat, Werner (183); 13. Dörfling, Magdalena (151); 6. Fellbrich, Helmut (166); 14. Gohlke, Gerd (145); 7. Kenzler, Sieglinde (166); 15. Koch, Uwe (144); 8. Kenzler, Heinrich (164); 16. Hamann, Werner (139). Der Vorstand und die Mitglieder der Ausschüsse wurden in der konstituierenden Sitzung des Kreistages am 13. und 14. Oktober 2007 in Syke gewählt. Wir werden in der nächsten Folge des Heimatbriefes ausführlich darüber berichten. Heinrich Kenzler, Sieglinde Kenzler, Werner Schimkat Ausschuß-Vorsitzender.

Veranstaltungskalender der Landsmannschaft Ostpreußen

- 26. bis 28. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont.
- 3. / 4. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont.
- 5. bis 9. November: Kulturhistorisches Seminar für Frauen in Bad Pyrmont.

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt *noch gesondert hingewiesen.*

Oma Trinchen

Mallorca sehen und dann sterben

Von Gabriele Lins

Mallorca sehen und dann sterben!“ entschied Oma Trinchen und packte ihre Koffer. Noch nie war sie im Süden gewesen, und nun, da ihr lieber Ehemann das Zeitliche gesegnet hatte, wollte sie sich endlich ihren großen Wunsch nach Freiheit und ewiger Sonne erfüllen, ehe sie ihrem Fritz in die Gefilde der Seligen folgte.

Oma Trinchen hatte ein hohes Maß an Erlebnisfreudigkeit und Kontaktfähigkeit, und das alles gepaart mit jungmädchenhafter Neugier und altersgerechter Weisheit; sie würde, auch wenn sie allein reiste, ganz gewiß nicht untergehen. Unbedingt mußte sie vor dem sicher bald nahenden Ende „die Welt“ kennenlernen, das hatte sie sich und der heiligen Maria unter dem hehren Madonnenbild in ihrem Schlafzimmer versprochen. Gebetbuch und Rosenkranz würden sie beschützen. Es konnte losgehen!

»Und tschüß! Ich bin dann eben mal weg«

„Mutter“, gab ihre jüngste Tochter Anni zu bedenken, „du kannst kein Spanisch, und die Hitze verträgst du auch schon lange nicht mehr. Fahr doch lieber in den Schwarzwald!“

„Paß du lieber auf deine eigene fliegende Hitze auf“, gab Oma barsch zur Antwort, „und was mein Spanisch angeht, so spreche ich schon seit sechs Wochen mit Nachbar Domenico einfache spanische Wörter und sogar Sätze. Domenico hat mir immer wieder eine gute Sprachbegabung bescheinigt. – Und tschüß!“

Oma Trinchen war weg. Auf Reisen. Jede Woche flatterte den armen Zurückgebliebenen eine bunte Postkarte ins Haus, darauf immer wieder das blaue Meer mit und ohne Sonnenuntergang. Dann, oh Wunder, folgten Karten mit einer strahlenden Oma Trinchen, an ihrer Seite ein breit lachender Domenico im farbenfrohen Urlaubs-Look, beide Pizza oder Spaghetti essend und Rotwein trinkend. Sieh an, der Nachbar! Nun war Oma Trinchen in guten Händen. Oder vielleicht nicht?

„Dieser Spanier ist nicht so ganz koscher“, nörgelte Onkel Paul. Seine Frau Emilia meinte augenverdrehend: „Der klaut eurer Oma im Handumdrehen die Scheckkarte, setzt sich nach Brasilien ab und macht sich dort einen lustigen Lenz. Und das Trinchen stirbt an gebrochenem Herzen!“

Omas Tochter Anni jammerte: „Warum wollte sie auch unbedingt noch nach Mallorca. Die schönen Städte Heidelberg oder Rothenburg ob der Tauber hätten es doch auch getan!“

„Wir müssen eben hinterherfahren“, sagte Annis Mann Jonas, „in einer Woche sind ja Ferien.“ „Au ja“, brüllten Trinchens Enkel begeistert, „wir werden Oma retten und diesen Domenico bewachen und überführen!“ „Ihr habt zuviel Krimis gesehen!“ schimpfte Tante Emilia, aber die Reise nach Mallorca war beschlossen.

Doch die Woche hatte gerade angefangen, da war Oma Trinchen schon wieder im Lande. Aber sie kam nicht allein, sondern hatte ihren frisch angetrauten Ehemann im Gefolge, Domenico Barcasso.

„Grooooße Liebe!“ rief dieser, streute seinen spanischen Charme in alle Richtungen und busselte Oma Trinchen mehrmals ab. Man konnte ihm einfach nicht böse sein, zumal das runde Gesicht der alten Dame wie ein eben geborener Stern leuchtete. Sie sah um Jahre jünger aus. Was Glück so alles zustande bringt!

Da sage mir noch mal einer, daß es im Alter keine Liebe mehr gibt, sondern nur noch langweilige Gewohnheit. Dem werde ich was erzählen!

Schüttelrätsel

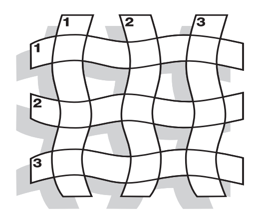
In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben der gesuchten Wörter alphabetisch geordnet in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

Mittelworträtsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse ergibt sich in Pfeilrichtung ein anderes Wort den Hof machen.

Nr.	links	Mittelblock	rechts
1	ZANK		TASCHE
2	SOZIAL		STELLUNG
3	FRACHT		PAPIER
4	HAUS		TENDER
5	BANK		STAENDER
6	HOLZ		SPIEL
7	KOCH		WERK

Magisch



Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Tageblatt
2 unterirdischer Gang
3 Prahler

So ist's richtig:

Mittelworträtsel: 1. Apfel, 2. Hilfe, 3. Brief, 4. Marke, 5. Noten, 6. Brett, 7. Kunst – flirten

Magisch: 1. Zeitung, 2. Stollen, 3. Angeber

MELDUNGEN

Der älteste Fußballverein

Sheffield – Wenn der Präsident der Fédération Internationale de Football Association (FIFA), Sepp Blatter, die Jubiläumsfeier eines Amateurklubs besucht, muß es sich wohl um ein Ereignis von besonderer historischer Bedeutung handeln. Vor 150 Jahren am 24. Oktober 1857 wurde in der mittelenglischen Industriestadt der FC Sheffield gegründet. Es hatte auch schon vorher sportbegeisterte Engländer gegeben, die Fußball spielen, aber erst mit der Gründung dieses Klubs wurden ein regelmäßiger Spielbetrieb und ein Regelwerk eingeführt. Die neue Sportart nahm in England rasch einen großen Aufschwung. 1862 gab es in der umliegenden Grafschaft bereits 15 Fußballklubs, die in einer Liga spielten. Im Jahr darauf konnte der englische Fußballverband gegründet werden. 1872 hatte sich der britische Fußball soweit entwickelt, daß ein erstes Länderspiel stattfinden konnte. Es wurde gegen Schottland ausgetragen und endete 0:0. Zehn Jahre später feierte England seinen bislang höchsten Sieg. Das 13:0 gegen Nordirland ist bis heute Rekord. 1888 wurde der Profifußball in England eingeführt. Der FC Sheffield verweigerte sich dieser Entwicklung und entschied sich ganz bewußt für den Erhalt des Amateurstatus. 1904 gewann der Klub den Amateurcup, aber da gab es bereits in der selben Stadt zwei Profiklubs, die dem FC Sheffield den Rang abgelaufen hatten. Talentierte Spieler wechselten zu Sheffield Wednesday oder Sheffield United. Der Amateurclub wirkte bei der Gründung von Sheffield United mit und nahm später großen Einfluß auf die Weiterentwicklung der Fußballregeln. An den Feierlichkeiten zum 100jährigen Bestehen des FC Sheffield 1957 nahm neben dem späteren Präsidenten des Weltfußballverbandes Sir Stanley Rous auch der britische Prinzgemahl Philip Mountbatten, Herzog von Edinburgh teil. Anläßlich der 100-Jahrfeier der FIFA wurde 2004 neben Real Madrid als erfolgreichstem Club der FC Sheffield als ältester Club mit dem bis heute erst diese beiden Male verliehenen Order of Merit, der höchsten Auszeichnung für Individuen und Clubs der Internationalen Föderation des Verbandsfußballs, geehrt. Wenn der FC Sheffield nun sein 150jähriges Bestehen feiert, ist dies auch ein Stück Erfolg der Beharrlichkeit, die diesen Klub auf seinem Weg der bewußten Bescheidenheit begleitet hat. *Hans Lody*

Verbrecherjagd per Fernsehen

Mainz – Seit 40 Jahren gibt es die ZDF-Serie „Aktenzeichen XY ... ungelöst“. Am 20. Oktober 1967 wurde die erste Folge ausgestrahlt. Die Fernsehzuschauer wurden Zeugen einer Weltneuheit. Zwar war schon vorher in Nachrichtensendungen mit Fotos und Phantombildern nach Tätern gefahndet worden, doch als eigenständiges Sendeformat war die Fernsehfahndung bis dahin noch unbekannt gewesen. Ihr erster Moderator, Eduard Zimmermann, war auch ihr Urheber und ist nach wie vor an der Produktion beteiligt. Die Idee zur Sendung kam „Ganoven-Ede“ bei der Arbeit an seiner bereits vier Jahre vorher gestarteten Sendereihe „Vorsicht Falle!“ Nachdem sich wiederholt Zuschauer mit Hinweisen auf Personen gemeldet hatten, die sich der von ihm beschriebenen Betrugsmaschen bedienten, kam er auf die Idee, nicht nur potentielle Opfer zu warnen, sondern auch Täter zu jagen.

Startschuß zur Verkabelung

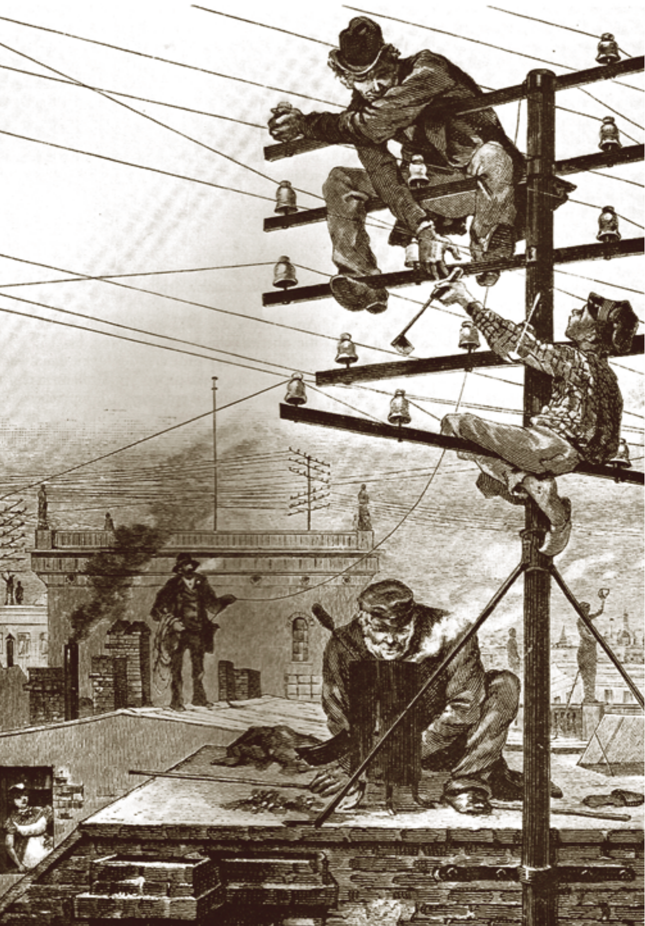
Vor 130 Jahren wurde in Deutschland das erste Ortsgespräch geführt

Von Klaus J. Groth

Mit dem Ding kann man im Internet surfen, Musik hören – und auch telefonieren. Es wird „iPhone“ genannt und gilt momentan als heißeste Nummer der Mobilfunkgeräte. Dabei kann es noch nicht einmal fotografieren, was doch von jedem Handy heute zu erwarten ist. Zur Einführung des iPhones wurde in Berlin ein mächtiger Medienwirbel entfacht, aber in Wahrheit war es eine Lachnummer, verglichen mit der Spannung beim ersten Telefongespräch, das in Berlin geführt wurde. Das ist nun genau 130 Jahre her.

Am 14. Februar 1876 hatte Alexander Graham Bell sein Patent für den ersten brauchbaren Fernsprechapparat in Amerika angemeldet, nur zwei Stunden vor seinem Konkurrenten Elisha Gray. Das Telefon hatte viele Väter, die um die Vaterschaft stritten. Bell mußte über 600 Patentprozesse führen, ehe seine Rechte anerkannt wurden.

Zwei seiner Telefonapparate hatte Bell im Reisegepäck, als er 1877 auf Hochzeitsreise England besuchte. Diese beiden Apparate verschaffte sich Generalpostmeister Heinrich von Stephan. Er ließ in Berlin eine Leitung zum Generaltelegrafenamt in der Französischen Straße verlegen. Über diese Leitung wurde am 26. Oktober 1877 das erste Ortsgespräch geführt. Seither gilt dieser Tag als der Geburtstag der Telefonie in Deutschland.



Strippen ziehen, bis der Dachträger bricht: Telefonarbeiter auf Berlins Dächern Foto: Archiv

Nur für den Dienstgebrauch – so läßt sich der erste Einsatz der Telefone überschreiben. Es gab wenige Apparate, und die Übermittlung konnte keineswegs als sicher gelten. Dennoch wurden bereits im November des selben Jahres die ersten Telefone installiert. Sie verbanden das Postamt Friedrichsberg mit der Reichstelegrafenanstalt Rummelsburg, das ersparte die Boten. Bis zum Ende des Jahres wurden 18 weitere Postämter ausgestattet.

Heinrich von Stephan allerdings wollte von Beginn an mehr: Er wollte Telefone für alle! Nur vier Tage nach dem ersten Ortsgespräch, also am 30. Oktober 1877, schrieb Werner von Siemens an seinen Bruder: „Stephan hat vor, jedem Berliner Bürger womöglich ein Telephon zu jedem anderen zur Disposition zu stellen.“

Noch waren nur wenige Menschen in diese Pläne eingeweiht. Je mehr es wurden, desto größer wurde die Zahl derer, die Stephan für absolut verrückt erklärten. Sie sahen sich bestätigt, als Stephan bereits am 2. Januar 1878 die Polizei und den Magistrat von seiner Absicht informierte, überall „an den Häusern Drahtleitungen zu befestigen, die eintretendenfalls auch die Straßen kreuzten und die mit Fernsprechern betrieben, Kontors, Geschäftsräume usw. an ein Verkehrsamt bei der Postverwaltung anschließen sollen.“

Mit Tempo schuf Stephan übrigens Tatsachen mit weitreichenden Folge. Er wimmelte private Anbieter ab, die die Chance eines privaten Leitungsnetzes erkannt hatten, auch die Bell Telephone Company. Stephan wollte das entstehende Netz unter deutscher Verwaltung wissen. Darum erklärte er die Fernsprecher zu Telegrafen im Sinne des Reichsgesetzes, somit unterstünden sie der Reichspost. Ein dementsprechendes Gesetz wurde allerdings erst 1892 erlassen.

Beim Aufbau des Netzes stießen die Techniker allerdings bald auf Probleme, die sie zuvor nicht bedacht hatten. Die Last der Drähte wurde insbesondere in der Nähe der Vermittlungsstellen zu groß, die Dachständer brachen zusammen. Um Gewicht zu sparen, mußte immer feinerer Leitungsdraht entwickelt werden.

Das Publikum zeigte sich zurückhaltend. Obwohl eigens zwei Agenten um Telefonkunden warben (einer von ihnen war Emil Rathenau, der spätere Gründer der AEG, ein tatkräftiger Mann also), blieb der Erfolg eher bescheiden: Bis 1880 meldeten sich in Berlin 94 Teilnehmer, in Stuttgart nahmen von 1300 angeschriebenen Interessenten lediglich 25 das Angebot an.

Dennoch, am 12. Januar 1881 ging es versuchsweise mit acht Teilnehmern mit den Ortsgesprächen los. „Hier Amt, was beliebt?“, das waren die ersten in einen öffentlichen Fernsprecher gesprochenen Worte – nicht gerade weltbewegend, aber doch überliefert. Als dann am 1. April 1881 offiziell die „Stadtfernsprecheinrichtung“ in Berlin den Betrieb aufnahm, hingen lediglich 48 Teilnehmer am Netz. Da waren die Hamburger fixer, sie überflügelten die Berliner mit 94 Teilnehmern.

Dennoch, die Leitungen waren knapp und das Personal in den Vermittlungen deshalb zu knappen Anweisungen angehalten. War eine Leitung bereits besetzt, lautete der dienstlich verordnete Ansagetext: „Schon besetzt, werde melden, wenn frei!“

Das Berliner Telefonbuch von 1881, das 94 Teilnehmer aufführte und im Volksmund das „Buch der 94 Narren“ genannt wurde, empfahl in seiner Gebrauchsanweisung den Telefonkunden: „Im gegenseitigen Interesse sämmtlicher Betheiligten ist es dringend erwünscht, die Zeit der Benutzung jeder einzelnen der verlangten Verbindungen möglichst abzukürzen.“ Später wurde daraus ein knappes amtliches „Fasse Dich kurz!“

Telefoniert werden konnte von 8 Uhr bis 21 Uhr. Billig war das nicht. Bei weniger als zwei Kilometer Anschlußleitung war eine Gebühr von 200 Mark im Jahr fällig. Jeder weitere Kilometer kostete 50 Mark mehr.

Wer sich trotz der nicht unbeträchtlichen Kosten zu einem Telefon durchgerungen hatte, der tat es per Anzeige kund, so wie der Buchbindermeister F. W. Poppenworth 1885: „Hiermit die ergebene Mittheilung, daß ich bei der hiesigen Fernsprech-Einrichtung unter No 2192 angeschlossen bin. In der Voraussetzung, daß auch Sie die große Nützlichkeit des ‚Klangstricks‘ erkannt haben, bitte ich Sie, sich im gegebenen Falle der ‚Schall-Maschine‘ freundlichst zu bedienen und werde ich dann nicht ermangeln, Ihnen durch die ‚Quasselstrippe‘ meine Bereitwilligkeit, Sie pünktlichst und solide bedienen zu wollen, in das Ohr zu sagen.“

Wer sich einen Fernsprecher zugelegt hatte, der wähnte sich vollkommen auf der Höhe der Zeit, seinen Mitmenschen um Meilen voraus. Dabei dachte noch kein Mensch daran, wirklich in die Ferne zu sprechen. Die Fernsprecher waren nur auf Ortsgespräche ausgelegt. Mehr brauchte kein Mensch. „Es besteht kein Bedürfnis, mit Nachbarorten Ferngespräche abzuwickeln“, gaben mehrere Großfirmen bei einer Befragung an. Die Techniker der Reichspost sahen das anders, sie suchten nach Möglichkeiten, auch eine Verbindung zwischen einzelnen Orten herzustellen. Verbesserte Fernsprecher von Siemens waren 1883 in der Lage, ein Gespräch über eine Distanz von 75 Kilometern zu ermöglichen. Und so wurden 1883 die ersten Fernverbindungen geschaltet, beispielsweise zwischen Hamburg und Altona, Hamburg und Wandsbek, Hamburg und Harburg, Berlin und Potsdam, Bremen und Bremerhaven.

Alle Gespräche vermittelte das „Fräulein vom Amt“ stöpselnd von Hand. Doch schon früh wurde mit automatischen Wählvermittlungsstellen experimentiert. Der Beerdigungsunternehmer Almon B. Strowger nämlich hatte das Fräulein vom Amt im Verdacht, gegen Bestechungsgeld Gespräche absichtlich falsch zu verbinden, wodurch die ihm zugedachten Sterbefälle bei der Konkurrenz landeten. Ob die verdächtigte Klingelfee tatsächlich korrupt war, wurde nicht geklärt, aber der verärgerte Strowger erfand in seinem Zorn die erste Wählvermittlung. Die funktionierte allerdings vorerst nur im Ortsverkehr, für einen Bestattungsunternehmer vollkommen ausreichend. Ferngespräche stöpselte die Klingelfee unverdrossen weiter.

Erst 1923 schaltete man in Weilheim eine aus drei Ortsnetzen bestehende Gruppe zusammen. Doch diese Art von Fernvermittlung blieb in Deutschland vorerst auf Bayern beschränkt. Noch 1950 wurden erst 9,3 Prozent aller Inlandgespräche automatisch vermittelt. Und 100 Prozent sind erst seit 1972 erreicht, also seit gerade mal 35 Jahren!

Mit der Einführung der automatischen Fernwahl war dann endgültig Schluß mit der Handvermittlung. Und einen Witz wie diesen, den eine Zeitschrift in der Anfangszeit des Telefons veröffentlichte, den konnte man nun nicht mehr erzählen, weil die Pointe nicht verstanden würde: „Der Chef eines Irrenhauses war von leicht erregbarer Natur und hatte immer Kämpfe am Telephon. Einmal konnte er wieder keine Verbindung bekommen, schlug Krach, schimpfte auf die Post, bekam vom Telephonfräulein eine Zurechtweisung und sagte empört: ‚Wissen Sie überhaupt, mit wem Sie sprechen?‘ ‚Nein‘, kam die Stimme vom Amt, ‚aber ich weiß, wo Sie sind.‘“

MELDUNGEN

»Schätze der Reichsdruckerei«

Wustrau – „Schätze der Reichsdruckerei“ lautet der Titel der mittlerweile achten Sonderausstellung des Brandenburg-Preußen Museums Wustrau, die vorletzten Sonntag eröffnet wurde. Gezeigt wird eine Auswahl originalgetreuer Reproduktionen deutscher und europäischer Meister, mit denen die 1879 aus der Königlich-Preußischen Staatsdruckerei und der privaten Geheimen Preußischen Oberhofdruckerei hervorgegangene Reichsdruckerei ihre internationale Popularität erreichte. Diese Kunstblätter der Reichsdruckerei waren von derart hoher Qualität, daß sie zum Schutz der Erstdrucke mit Stempeln oder Wasserzeichen versehen werden mußten. Ein großer Teil dieser Druckplatten wurde 1945 aus den Trümmern der Reichsdruckerei geborgen und von der Bundesdruckerei, der Nachfolgerin der Reichsdruckerei, übernommen. In der für die Herstellung der Kupferstiche zuständigen chalkographischen Abteilung der Reichsdruckerei wurden 196 Künstler, Kupferstecher und Graphiker beschäftigt. Es waren Fachleute von höchstem Niveau. Sie verdienten etwa das Dreifache eines gewöhnlichen Druckers und legten Wert darauf, mit dunklem Anzug und Zylinder besonders gekleidet zu sein. Die Kupferstiche, an denen zum Teil Monate gearbeitet wurde, erfüllen noch heute die allerhöchsten Ansprüche. Zu sehen sind unter anderem Jacob Mathams „Bauern auf dem Markte“, J.F. Bolts „Immanuel Kant“, Johann Georg Wolffgangs „Das Lustschiff König Friedrichs I. in Preußen“, Rembrandts „Selbstbildnis von 1639“, Canalettos „Der Neue Markt in Dresden“, Philipp Kilians „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg“, Albrecht Dürers „Die Marktbauern“, Ludwig Richters „Weihnachtsmarkt“, Jean Jaques des Boissieus „Der Weinkeller“ und „Martin Luther im Jahre 1521“ von Lucas Cranach dem Älteren.

Ein gebürtiger Nassauer

Nassau – Wie viele preußische Reformer war auch der neben Karl August Fürst von Hardenberg bedeutendste unter ihnen ein gebürtiger Nicht-Preuße. Vor 250 Jahren, am 25. Oktober 1757, kam Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein in Nassau zur Welt. Obwohl der Reichsritter nach einem Familienvertrag zum Stammhalter und Erbe des väterlichen Gutes erkoren war, beendete er seine Wanderung durch die Metropolen des Reiches in der preußischen Hauptstadt, entschlossen unter Friedrich dem Großen für Preußen im Staatsdienst zu arbeiten. Es folgte jahrzehntelange Arbeit für die Wahlheimat, die in den Stein-Hardenbergschen Reformen ihren prominentesten Ausdruck fand.



Heinrich Friedrich Karl vom Stein Foto: Archiv

Verordnung erst nach sicherer Diagnose

Ein einfacher Bluttest zeigt, ob Antibiotika wirklich notwendig sind



Arzneimittel in Hülle und Fülle: Nicht immer ist das vom Arzt verschriebene Medikament das richtige. Foto: Archiv

Von Rosemarie Kappler

Seit der Entdeckung des ersten antibiotischen Wirkstoffs im Jahr 1928 durch Alexander Fleming haben Wissenschaftler bis heute rund 80 solcher Substanzen entdeckt und entwickelt, die krankmachende Bakterien abtöten oder zumindest in ihrem Wachstum hemmen. So werden gefährliche Entzündungen zum Abklingen gebracht. Die hervorragende Wirkung dieser Substanzen hat in der Vergangenheit jedoch zu einem unkritischen und leichtfertigen Einsatz geführt.

Eine der schärfsten Waffen der Medizin droht damit stumpf zu werden. Falsche Verordnungen und Resistenzbildungen sind Ursache für diese Entwicklung. Experten fordern deshalb: Der Verordnung von Antibiotika muß eine gesicherte Diagnose vorausgehen. Ein einfacher Bluttest zeigt, ob die Einnahme eines Antibiotikums tatsächlich nötig ist.

Vereinfacht ausgedrückt trennt der Test die Spreu vom Weizen. Schon lange ist bekannt, daß Antibiotika ausschließlich gegen bakterielle Entzündungen wirksam sind, nicht aber gegen solche, die durch Viren verursacht werden.

„Dennoch entfallen 75 Prozent der Verordnungen auf Atemwegserkrankungen, die allerdings meistens viralen Ursprungs sind“, beklagt Prof. Beat Müller die gängige Praxis. Der leitende Arzt am Universitätshospital Basel gilt international als ausgewiesener Experte für das Hormon Procalcitonin. „Bakterien produzieren Giftstoffe, die im Rahmen der Entzündungsreaktion den Körper dazu anregen, dieses Hormon in höherer Menge zu produzieren als bei viralen Infekten. Bei einem stark erhöhten Procalcitoninwert ist deshalb die Einnahme von Antibiotika erforderlich, bei einem niedrigen Wert dagegen nicht“, erklärt das Vorstandsmitglied der Initiative „Gezielt ist Sicher“, einem Zusammenschluß von überwiegend deutschen Experten, die gegen die drohende Gefahr von Antibiotika-Resistenzen Sturm laufen.

> Durch Hormonbestimmung kann die Zahl der Antibiotika-Verschreibungen nahezu halbiert werden

Müllers bisherige Procalcitonin-Studien haben Folgendes gezeigt: Durch die Hormonbestimmung kann die Zahl der Antibiotika-Verschreibungen nahezu halbiert werden.

„Auch in der Hausarztpraxis in einem Gebiet mit schon sehr tiefen Antibiotikaverschreibungen können nochmals über 70 Prozent des Antibiotika-Verbrauchs eingespart werden, wenn der Test konsequent zur sicheren Diagnose eingesetzt wird“, weist Müller auf aktuelle Untersuchungsergebnisse hin.

Konrad Reinhart, Professor für Anästhesiologie und Intensivmedizin an der Uni Jena und Präsident der Deutschen Sepsis Gesellschaft fordert deshalb: „Der sensitive PCT-Test sollte als ein Marker für bakterielle Infektionen nicht nur im Krankenhausbereich eingesetzt werden, sondern im Interesse der ambulanten Patienten auch dem niedergelassenen Arzt zur Verfügung stehen.“

Bislang werden die Kosten für den Test nicht von den Kassen übernommen. Rund 25 Euro werden im Rahmen der IGEL-Leistungen (Individuelle Gesundheitsleistungen) fällig, wenn man auf Nummer sicher gehen will. Der Vorteil für Patienten ist aber der, daß so Nebenwirkungen durch falsch verordnete Antibiotika vermieden werden.

Haupteffekt ist aber nach Auffassung von Experten der, daß langfristig durch die so möglich werdenden Antibiotika-Einsparungen ein Rückgang der Resistenzen möglich wird. Je mehr sich Bakterienstämme mit Antibiotika auseinandersetzen, um so größer die Gefahr, daß sie durch Mutationen immun gegen die Substanzen werden. In Ländern, in denen Antibiotika weniger großzügig verschrieben werden, gibt es auch weniger Resistenzen. „Zu einem umsichtigen Antibiotikaeinsatz und nachhaltigen Umgang mit dieser Ressource gibt es keine Alternative“, mahnt deshalb auch Prof. Winfried Kern, Infektiologe am Universitätsklinikum Freiburg.

Und Prof. Tobias Welte, Pneumologe an der Medizinischen Hochschule Hannover ergänzt: „Die Reduktion des Antibiotikaverbrauchs durch verbesserte diagnostische Möglichkeiten ist dringend erforderlich. Zielrichtung ist dabei vor allem der im ambulanten Bereich tätige Kollege, der sich häufig mit banalen Virusinfektionen auseinandersetzen muß und aus Sicherheitsgründen Antibiotika verabreicht, um die wenigen Fälle einer bakteriellen Bronchitis nicht zu übersehen.“

Immer noch ein Rätsel

Ausrottung der Endometriose durch Prävention

Von Rosemarie Kappler

Drei Wochen im Monat lebte die junge Frau beschwerdefrei, die vierte Woche wurde für sie zur Hölle. Unterleibsschmerzen bis hin zur Ohnmacht machten ihr das Leben zur Qual. In seiner Ratlosigkeit entschloß sich der Wiener Mediziner Carl Freiherr von Rokitansky zur Operation. Was er fand, beschrieb er 1860: Der gesamte Bauchraum der Frau hatte sich in eine große Gebärmutterhöhle verwandelt. Die Schleimhaut, die normalerweise nur in der Gebärmutter vorhanden ist, ummantelte die Blase, den Darm und das Bauchfell. Diese Schleimhaut machte auch jene Zyklusschwankungen mit, die sich bei gesunden Frauen nur in der Gebärmutter abspielen.

Rund 150 Jahre später gibt die sogenannte Endometriose Medizinern immer noch Rätsel auf. Sie ist eine der häufigsten gynäkologischen Krankheiten, und es wird geschätzt, daß allein deutschlandweit 1,5 bis 2 Millionen Frauen betroffen sind. „Die Endometriose stellt nicht nur ein immenses menschliches, sondern auch gravierendes volkswirtschaftliches Problem dar, das im modernen Europa aufgrund des tradierten Frauenbildes in seiner Tragweite unterschätzt wird“, sagt Prof. Andreas Ebert, Leiter des Endometriose-Zentrums am Berliner Vivantes Humboldt-Klinikum. Beschwerden beginnen oft mit

> Der Leidensdruck beeinträchtigt viele Lebensbereiche

Bauchkrämpfen während der Regel. Schmerzen beim Geschlechtsverkehr sowie chronische Unterbauchschmerzen sind nicht ungewöhnlich. Auch kann Endometriose zu Unfruchtbarkeit führen, ohne daß Schmerzen auftreten. Obwohl die Erkrankung im weiblichen Beckenraum beginnt, weitet sie sich letztlich auch auf die Psyche aus. Der entstehende Leidensdruck beeinträchtigt viele Lebensbereiche. Häufige Krankschreibungen, anhaltende Arbeitsausfälle sowie starke Beeinträchtigungen der Lebensqualität insgesamt sind an der Tagesordnung. Weil die Symptome zu lange als Regelschmerzen mißgedeutet werden, vergehen oft viele Jahre, bis die Diagnose per Bauchspiegelung gestellt wird. Das hat Konsequenzen, denn: „Die Gefährdung entsteht in erster Linie aus der Verzögerung der Diagnosestellung und der inkonsequenten Behandlung der betroffenen Frauen. Es ist bekannt, daß ein langes Intervall zwischen dem Auftreten der ersten Symptome und der Diagnose liegt. Daher entsteht häufig ein sehr hoher Leidensdruck“, weiß Doreen Jackisch, Leiterin der Beratungsstelle der Endometriose-Vereinigung Deutschland e.V.

Durch den chronischen Verlauf der Erkrankung kommt es in vielen Fällen zu mehrfachen Operationen und in allen Fällen zu starken Schmerzen. Die Behandlung richtet sich nach dem Beschwerdebild und kombiniert in der Regel mehrere Maßnahmen. Die Schmerzbehandlung ist eine der Säulen, die schonende Entfernung des verstreuten wild wuchernden Gewebes die zweite. Da die Entstehung und das Wachstum der Endometriose hormonabhängig ist, wird zum Dritten versucht, durch Absenken und Entzug von Östrogenen das Gewebe „auszutrocknen“. Patientinnen werden dazu vorübergehend in einen Zustand künstlicher Wechseljahre versetzt. Die Endometriose zählt zwar zu den gutartigen Krankheiten. „Man geht aber davon aus, daß sie eine Erkrankung mit invasiven und metastasierenden Eigenschaften ist, die normalerweise nur bösartige Tumoren zeigen“, sagt Ebert. Seine Forderung: „Es muß klar werden, daß das Problem Endometriose ein gesamtgesellschaftliches ist, an dem alle Beteiligten als Partner auf das eine Ziel hinarbeiten sollten – die Ausrottung der Krankheit durch Prävention.“

> Oft vergehen viele Jahre bis zur sicheren Diagnose

Dazu müßten Politik und Krankenkassen alle vorhandenen Kräfte bündeln. Das bedeutet auch, Betroffenen den Zugang zu spezialisierten gynäkologischen Rehabilitationsmaßnahmen zu erleichtern, „möglichst zu einem früheren Zeitpunkt im Krankheitsgeschehen, um Fehlverarbeitung und Chronifizierung vorzubeugen“, meint Dr. Christiane Niehues, Chefärztin des Median Klinikum für Rahabilitation Bad Salzuflen.

Laut, nicht leise

Parkinson: Sprechbeschwerden lindern

Die Parkinson-Krankheit schreitet in der Regel schleichend voran. Neben Gliedersteifheit und Muskelzittern gehören Schluck- und Sprechbeschwerden zu den häufigsten Symptomen. Im fortgeschrittenen Stadium reden Patienten oft sehr leise und leiden unter unkontrolliertem Speichelfluß. „Mit einer speziellen Therapie beim Logopäden lassen sich diese Störungen sehr wirksam behandeln“, sagt Adelheid Nebel, Sprachtherapeutin im Universitätsklinikum Kiel.

Wichtig sei, mit der so genannten LSVT-Behandlung (Lee-Silverman-Voice-Treatment) frühzeitig zu beginnen und nicht erst dann, wenn sprachliche Äußerungen bereits unverständlich sind. Üblich seien vier Wochen tägliches Training bei einem Logopäden. Danach können die Patienten die Übungen selbstständig fortsetzen.

Stimmstörungen fallen meist zuerst den Angehörigen auf. Die Patienten selbst nehmen ihre Sprachschwierigkeiten oft nicht wahr, weil sie sich ganz langsam einschleichen. „Ihrer eigenen Einschätzung nach sprechen die Betroffenen laut und verständlich, dabei flüstern sie nur“, erläutert die Logopädin.

In der Therapie lernen die Patienten, lautstark – also für den Hörer normal laut – zu sein und ihre Stimme zu heben. Zu Beginn haben sie häufig das Gefühl zu schreien. Nach ein paar Wochen Training können sie die Lautstärke ihrer Stimme richtig einschätzen. „Dann wissen die Betroffenen, daß ihr vermeintliches Schreien gerade richtig für eine normale Verständigung ist“, betont Nebel.

Auch Schluckbeschwerden und Speichelausfluß lassen sich mit gezielten Übungen mildern. Unter Anleitung des Logopäden lernen die Patienten, ihre Aufmerksamkeit auf den Mundraum zu lenken und den Schluckablauf zu kräftigen.

„Das ist sehr wichtig, weil Schluckstörungen zu Lungenentzündungen führen können – im späteren Stadium eine der häufigsten Todesursachen von Parkinson-Erkrankten“, erklärt Nebel.

Die Logopädin empfiehlt Parkinson-Patienten, alle zwei Jahre eine vierwöchige LSVT-Therapie zu machen.

Die Krankenkassen bezahlen die Behandlung. Qualifizierte Therapeuten vermittelt der Deutsche Bundesverband für Logopädie (www.dbl-ev.de). *ddp*

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland
Das Ende der Reformen

MIT DER PAZ DIE WELT ENTDECKEN...



Prämie 1: Renaissance - Globus + Atlas der Weltgeschichte

Renaissance-Leuchtglobus

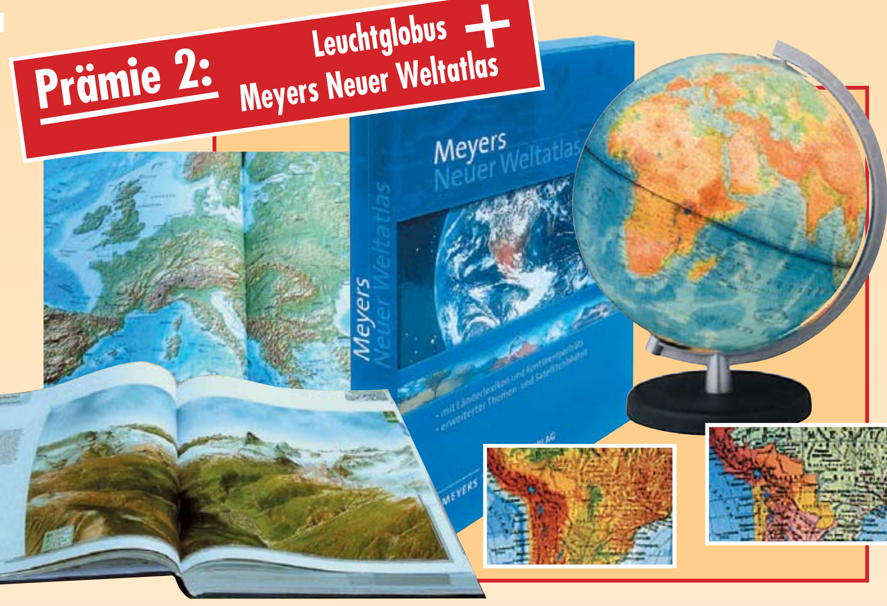
Das Renaissance-Kartenbild. Im unbeleuchteten Zustand fallen zuerst die pergamentfarbenen Ozeane auf, die Länder mit typischem Randkolorit auf Pergamentfond, die Darstellungen von Fregatten, Seeschlangen und einer Windrose.
Beleuchtet sind die Entdeckerrouten von Christoph Kolumbus bis Magellan zu sehen. Dieses Kartenbild wurde nach Originalkarten aus dem 16. Jahrhundert gestaltet, zeigt dabei dennoch die aktuellen politischen Staatsgebiete. Gesamthöhe ca. 34 cm

Atlas der Weltgeschichte

Ein Atlas der Superlative, der in punkto Wissensvermittlung Maßstäbe setzt: Die ideale Verbindung aus Karten- und Bildmaterial sowie fundierten Texten läßt die Entwicklung der Menschheit von ihren Anfängen bis heute lebendig werden. Zu jeder Epoche bzw. Region finden sich wertvolle Hintergrundinformationen über Personen, Völker, Ereignisse und Kulturen. Mehr als 500 farbige, historisch genaue Karten, 1000 Fotografien und Zeichnungen und über 400 Zeitleisten schaffen visuelle Klarheit.

oder

Prämie 2: Leuchtglobus + Meyers Neuer Weltatlas



Leuchtglobus

Das physische Kartenbild (unbeleuchtet) zeigt detailliert die Landschaftsformen sowie die Gebirgszüge und Gebirgsregionen, die Tiefebenen, das Hochland, die Wüsten und in einer plastischen Deutlichkeit durch Farbabstufungen die Meerestiefen.
Das politische Kartenbild (beleuchtet) dokumentiert in klarer, farblicher Abgrenzung alle Staaten und die verwalteten Gebiete unseres Planeten. Sichtbar sind Flug-, Schiffahrts- und Eisenbahnlinien. Durch den speziellen Eindruck von Schummerungen sind bereits hier die Höhenstrukturen der Erde erkennbar. Gesamthöhe ca. 34 cm

Meyers Neuer Weltatlas

zeichnet in bewährter digitaler Präzision ein aktuelles Bild unserer Erde: Optisch wie inhaltlich auf dem neusten Stand der Kartografie, ist dieser moderne Atlas - jetzt mit erweitertem Themen- und Satellitenbildteil sowie mit Länderlexikon - ein unverzichtbares Nachschlagewerk für eine virtuelle Reise um die Welt.

Preußische Allgemeine Zeitung – Das Ostpreußenblatt – Das Ende der Reformen

Lesen Sie die **Preußische Allgemeine Zeitung**

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Parkallee 84/86
20144 Hamburg
oder am schnellsten per SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich die Prämie für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und erhalte die Prämie Nr. 1 ☐ oder Nr. 2 ☐ Bitte ankreuzen!

Zahlungsweise: ☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:
Straße/ Nr.:
PLZ/Ort:
Telefon:

Kontonummer:
Bankleitzahl:
Geldinstitut:
Datum, Unterschrift

Lehrlinge gewinnen

Betr.: „Ohne Anleitung alleingelassen“ (Nr. 39)

Dieser Hinweis ist wichtig, weil der Egoismus, die Habgier und Profitorientierung in unserem Lande weit verbreitet sind, was die Schwächsten, die Lehrlinge, zu oft zu spüren bekommen. Auch wenn zuzugeben ist, daß es nicht wenige Lehrlinge gibt, denen es an Leistungsbereitschaft und grundlegenden aus der Schule mitgebrachten Fähigkeiten fehlt, darf dies kein Anlaß sein, ihnen die Fürsorge zu entziehen und sie für niedere Arbeiten zu mißbrauchen. Wir können jeden von ihnen brauchen und dürfen darum in unserem Bemühen nicht nachlassen, sie als vollwertige Mitglieder unserer Arbeitswelt zu gewinnen. **C. Kranz, Berlin**

Putins Waffen

Betr.: „Zarenbombe für die Wähler“ (Nr. 38)

Wir brauchen keine neuen Bomben, wir brauchen keine Geschäfte mit Waffen. Wir brauchen Frieden und für ihn alle Anstrengungen. Wir sind entsetzt, wenn sich zu unserer Zeit noch Menschen dafür begeistern können, wenn ihr Staat nichts Besseres zu tun hat, als Waffen zu entwickeln, um immer noch mehr Menschen umzubringen. Diese Zarenbombe ist ein Werk des Teufels, nichts anderes! Wir brauchen keinen Wettlauf um die fürchterlichste Waffe, sondern einen Wettlauf um Lebensbedingungen auf unserer Erde, die dem Frieden und der Verständigung dienen. **Lena Kaiser, Berlin**



Ausbildung: Junge Menschen müssen ausgebildet werden und dürfen nicht zu Billig-Arbeitern degradiert werden. Foto: ddp

Note: Ungenügend!

Betr.: „Mehr als nur peinlich“ (Nr. 40)

Wer das Wissen von Abiturienten über das Deutschland der Jahre 1933 bis 1945 überprüft, kann nur zu dem Schluß kommen: absolut ungenügend, was auch die Weimarer Republik und den Ersten Weltkrieg einbezieht. Dieses Urteil kann auch über Schulbücher und Lehrerbildung gefällt werden, in die die Sicht der Sieger eingeflossen ist und der Holocaust alles erstickt, was Deutschland nicht mit Schuld in Verbindung bringt.

Man kann allerdings die Verlage deswegen nicht verurteilen, würde doch jedes Geschichtsbuch, das sich allein der Wahrheit verpflichtet sieht, von den deutschen Behörden nie zugelassen werden.

Um nicht mißverstanden zu werden. Wir dürfen nie vergessen, was Menschen Menschen angetan haben, die Regierung Hitlers hat die deutsche Niederlage durch ihre Verbrechen erst zur Katastrophe werden lassen. Aber, und dieses Wissen dürfen wir uns von niemandem nehmen lassen: Auch zu Hitlers Zeiten haben Millionen Deutsche, Soldaten wie Zivilisten, ein ehrenhaftes Leben geführt. Sie wurden zu Recht geliebt und geschätzt und verdienen dies auch heute. **Trude Boras, Braunschweig**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Hobby mit Leidenschaft

Betr.: „Renaissance der Philatelie“ (Nr. 35) und Leserbrief „Briefmarkensammlungen sind mangels Käufern fast völlig wertlos“ (Nr. 37)

Die Braunschweiger Firma Borek verzeichnete einen „Wachsenden Trend hin zum Briefmarkensammeln“. Sie vermerkten, diese Art Zeitvertreib sei für viele wenig aufregend, „kleine bunte Papierchen sammeln“ sei „uncool“, aber vor allem Ruheständler widmeten sich wieder dem Jugendhobby. Allerdings kommt es tatsächlich selten vor, unerwartet auf „Schätze“ zu treffen. Der Leser in Nr. 37 hat auch völlig recht, daß es schwer ist, Durchnittssammlungen gewinnbringend abzustoßen. Viele alternde Pensionäre beschäftigen sich eigentlich eher damit, Sammlungen wieder los zu werden, weil sie keine interessierten Erben haben. Insgesamt kommt es immer darauf an, was man gesammelt hat und wie gut es geordnet ist.

Aber ich möchte auf etwas ganz anderes hinaus: Wenn es darauf ankommt, die gewonnene Freizeit mit etwas Sinnvollem auszufüllen, und im Alter ist man nicht mehr so beweglich wie früher, dann könnte man sich – auch ohne eine wiedergefundene Sammlung vom Dachboden – an das Thema „Briefmarken“ ganz langsam heranpirschen, nicht, indem man ein Abo bestellt, sondern sich erst mal eine Übersicht beschafft und dann gezielt ein Interessengebiet auswählt. Mit einem Abo würde man erstens Geld ausgeben, zweitens alles erhalten, was sich andere ausgedacht haben. Erfahrungsgemäß gefällt einem ein Teil davon überhaupt nicht. Konzentriert man sich aber auf ein bestimmtes Thema, kann man suchen und Erfolgserlebnisse haben, die mehr wert sind als Gewinne.

Sie berichten, vor allem Ruheständler sammelten wieder verstärkt. Das haben sie aber schon immer getan. Der BDPh (Bund Deutscher Philatelisten) beklagt aber, daß es keinen jungen Nachwuchs gebe; der spiele lieber mit Computern. **Horst Zeisig, Unterhaching**

Beitrag zur Kriegsführung der Alliierten

Betr. „Der mit dem Führer sprach“ (Nr. 31) und Leserbrief „Er hat viel Schaden zugefügt“ (Nr. 37)

Die Laudatio des Herrn Ruhnau hat mich erschüttert und fast zur Kündigung meines Abonnements veranlaßt. Wurde doch die *PAZ* jahrzehntelang von mir als Lehrmittel an Schweizer Schulen verwendet. Sehr dankbar bin ich deshalb der *PAZ* für die Richtigstellung des Herrn Schütze „Er hat viel Schaden zugefügt“. Vielleicht darf ich Veröffentlichung der folgenden Bestätigung des Leserbrief-Inhaltes erwarten.

Der Fabrikant für antideutsche Schlüsseldokumente, Rauschning, wurde 1933 als NS-Kandidat zum Senatspräsidenten in Danzig gewählt und ging 1936 in die Schweiz, wo er mehrere Bücher über seine angeblichen Vier-Augen-Gespräche mit Hitler veröffentlichte. 1983 enthüllte der Schweizer Historiker Hänel, daß Rauschning die „Gespräche mit Hitler“ als Auftragsarbeit französischer und amerikanischer Verleger verfaßte. Er erhielt dafür das höchste bis dahin in Frankreich für ein politisches Buch gezahlte Honorar.

„Zeit“-Redakteur Janssen 1985: „Rauschnig hatte ganze Generationen historisch interessierter Zeitgenossen in die Irre geführt. Seine falschen Hitler-Zitate stehen bis heute in den Schulbüchern, schmücken Festreden und Leitartikel und waren noch jüngst in der Morgenandacht zu hören.“

Rauschning läßt Hitler sagen: „Was quatschen Sie da über Grausamkeit und entrüsten sich über Qualen. Die Masse will das, sie braucht etwas zum Grauen.“ Hänel bewies, daß die „Gespräche mit Hitler“ eine raffinierte Geschichtsfälschung sind, ein Beitrag zur psychologischen Kriegsführung der Westmächte zu Beginn des Zeiten Weltkrieges. Keineswegs sei Rauschning, wie er behauptete, 100mal mit Hitler zu Unterredungen zusammengetroffen; in Wahrheit kam er nur vier- oder fünfmal in Hitlers Nähe und sprach keineswegs allein oder längere Zeit mit ihm. Er hatte überhaupt keine Gelegenheit, „exklusive Eröffnungen“ aus dem Munde Hitlers zu erfahren.

Im Kapitel „Hitler privat“ behauptete Rauschning, Hitler erhalte nachts Besuch vom Teufel persönlich. Bei solchen Gelegenheiten habe Hitler gekeucht: „Er! Er! Er ist dagewesen. Da! Da! In der Ecke!“

Hitler sei umhergetaumelt, seine Lippen seien eingedenk der unheimlichen Begegnung mit Junker Satan blau angelaufen gewesen. Er habe geschrieen und gestampft. Helfer hatten ihn dann abgerieben und Wasser eingeflößt.

„Zeit“-Chefin Gräfin Dönhoff versuchte die Ehrenrettung des Fälschers Rauschning: „Inzwischen waren jene ‚Hitler-Zitate!‘ in so viele Werke eingegangen und zu geflügelten Worten geworden, daß wahrschienlich die Wahrheit für viele peinlicher gewesen wäre als der Fortbestand der Lügen ...“ Wenn jenes Buch dann eine Aneinanderreihung von „Lügen“ sein sollte, dann dienten diese der Information. **Helmut Panzer, Orselina, Schweiz**

Behilflich sein

Betr.: „Sprachkurse für Lehrer“ (Nr. 39)

Natürlich sollten wir bei der gewollten Integration behilflich sein, besonders bei Kindern, die erst im schulpflichtigen Alter in unser Land kommen. Hat man dazu eine Lehrkraft, die die Sprache dieser Kinder beherrscht, wäre das sicher von Vorteil. Aber daraus ist keine Verpflichtung zu machen, denn wer zu uns kommt, will doch etwas von uns. **Ingomar Pollak, Bremen**

Seine Pflicht

Betr.: „Jung macht sich keine Freunde“ (Nr. 38)

Es ist nicht die Aufgabe des Verteidigungsministers, sich Freunde zu machen. Er hat mit seinen Kollegen dafür zu sorgen, daß unser Land gegen alle Bedrohungen gerüstet ist und schnell zu reagieren vermag. Was der Koalitionspartner dazu zu bieten hat, ist absolut unzureichend. **Viktor Egger, Ahlen**

Brückenplanung in Dresden: Ein Muster demokratischer Entscheidungen

Betr.: „Theaterdonner an der Elbe“ (Nr. 33)

Der Artikel über den geplanten Brückenbau in Dresden Ihrer für Unterhaltung zuständigen Mitarbeiterin hat einen gerne als Tatsache verbreiteten Irrtum als Grundlage.

Hier die Tatsachen der Reihe nach.

1. Der Bau einer Bücke über die Elbe an dieser Stelle ist schon seit 100 Jahren vorgesehen. Aus diesem Grund sind die zuführenden Straßen in ausreichender Breite vorhanden, es muß nichts abgerissen werden. Kriegsbedingt unterblieb der Brückenbau bislang. Nach 1990 ist aber der Autoverkehr lawinenartig angeschwollen, so daß die Elbequerung dringend auf der Tagesordnung steht.

2. Der Brückenneubau ist 2,5 Kilometer im Osten vom Stadtzentrum positioniert. Er entlastet den starken Verkehr im Stadtinnern, vor anderen Brücken und an anderen Stellen. Er verbindet vorteilhaft die nördlichen und südlichen Stadtteile. Er ist der ideale Übergang zu den Industriegebieten im Norden der Stadt. Er ersetzt bei Bedarf die einzige im Osten der Stadt befindliche, über 100 Jahre alte Brücke (das „Blaue Wunder“), die schon stark in Mitleidenschaft gezogen ist.

3. Die konkreten Brückenplanungen begannen in den 1990er Jahren. Alle vorgeschriebenen Planungsstufen wurden durchlaufen, alle Zeiten und Bestimmungen im Planungsablauf korrekt eingehalten. Jeder Bürger konnte sich informieren. In den Anhörungen äußerten sich auch die sogenannten Träger öffentlicher Belange. Alle Einwände wurden fristgerecht bearbeitet, entweder berücksichtigt oder begründet abgelehnt. Mit einem Bürgerentscheid wurde 2005 der Bau der Brücke mit über Zwei-Drittel-Mehrheit bekräftigt. Der ganze Vorgang ist ein Muster demokratischer Entscheidungen. Besser geht es nicht.

4. Der Unesco-Welterbekommission sind beim Antrag um den Weltkulturerbe-Titel für das Dresdner Elbtal alle Unterlagen für den Brückenbau übergeben worden. Unesco-Mitarbeiter haben sich vor Ort von den Verhältnissen überzeugt. Dann ist der Titel verliehen worden. Vielleicht ist im Eifer der Geltungsbereich von der Stadt etwas zu üppig gewählt worden.

5. Einem einflußreichen US-Bürger deutscher Abstammung paßte dann plötzlich der geplante Brückenneubau nicht. Er schlug Alarm bei der Unesco, anderswo und auch in Dresden. Andere Bürger, bislang überhaupt nicht als Brückengegner in Erscheinung getreten, wurden jetzt zu solchen. Nun wurde, nachdem eigentlich alles in Sack und Tüten war, fieberhaft nach Fallstricken gesucht.

6. Für eine Ansammlung von Rot-Grün, der sich einige Künstler und fahrradfahrende Studenten anschlossen, wurde nun das anstehende Ingenieurbauwerk zu einer Spielwiese. Mit immer neuen Gedankengängen, die zumeist technisch unzweckmäßig oder auch sonst unbrauchbar sind, bietet man deutschlandweit und darüber hinaus Unterhaltung – und macht Dresden noch bekannter, wenn auch nicht unbedingt mit positivem Akzent. Dafür sorgt eine rot-grün gezeichnete Medienlandschaft. Kurioserweise verläuft der einflußreichste Schnitt – ja/nein zur Brücke – direkt an der Parteiengrenze von Schwarz-Gelb zu Rot-Grün. Hier wird mit einem ingenieurtechnischen Bau nachträglich undemokratisch Parteipolitik gemacht.

7. Seit kurzem ist die Dresdner Stadtverordnetenversammlung rot-grün dominiert. So kommt es auch zu Aktionen des Rates der Stadt, die dem maßgebenden Bürgerwillen widersprechen.

8. Bislang sind alle Störversuche der neuen Brückengegner rechtskräftig abgewiesen worden, darunter auch eine Sache mit dem Wachtelkönig, den dort aber niemand gesehen hatte. Jetzt soll als allerletzte Möglichkeit eine wesentlich kleinere Fledermausart die Brücke verhindern, die dort aber auch keinen Lebensraum hat. Günstigenfalls gibt es davon ein paar Einzelgänger, die acht Kilometer stromaufwärts hausen. Bei ihren nächtlichen Inspektionen müßten diese aber auch noch das schon erwähnte, stark frequentierte „Blaue Wunder“ unterqueren. Vielleicht folgt jetzt der Antrag, diese Brücke abzureißen, um den Fledermäusen freie Flugbahn zu verschaffen.

9. Für Dresden ändert sich nichts, auch wenn durch unlautere Haltung einiger Menschen die Stadt den Weltkulturerbe-Titel verliert. Es wäre eine Warnung für alle weiteren Bauvorhaben in solchen Gebieten, bei denen sich geschützte Tiere und Pflanzen in einigen Kilometern Entfernung befinden könnten. **Dr.-Ing. Eberhard Gresch, Dresden**

Fast wie im totalitären Staat

Betr.: „Absurde Kampagne“ (Nr. 39)

Ich würde diese Kampagne eines Berliner FDP-Politikers gegen Kita-Betreiber, die vor Jahren bei den Republikanern mitgearbeitet haben, nicht als absurd bezeichnen.

Sie hat für mich einen kriminellen Charakter, weil Mitbürger diskriminiert und in ihrer beruflichen Tätigkeit geschädigt werden, weil sie einmal einer zugelassenen Partei angehört haben, die den Linksorientierten aller Parteien ein Dorn im Auge war und ist.

Bei jedem Kitabetreiber ist die Frage erlaubt, ob sein Angebot etwas taugt und ob man ihm seine Kinder ob der Qualität der Betreuung anvertrauen kann. Alles andere läuft auf menschenverachtende Denunzierung hinaus, die in totalitären Staaten üblich sein mag, aber nicht in eine demokratische freiheitliche Ordnung gehört.

Dieser FDP-Politiker hat sicher in einer Partei, die die Freiheit voranstellt, nichts zu suchen.

Klaus Mente, Magdeburg

Keine Partei-Mitgliedschaft, da kein HJ-Dienst

Betr.: Leserbrief „Der 16 jährige Hildebrand war viel zu jung“ (Nr. 39)

Ich verfolge die Diskussion um die Partei-Mitgliedschaft damals junger Deutscher. Diese Darstellung möchte ich durch ein eigenes Erlebnis erweitern.

Ein älterer Freund war 18 Jahre geworden und noch nicht Soldat. Er stellte den Antrag auf Mitgliedschaft in der NSDAP. Sein Antrag wurde abgewiesen mit der Begründung, er habe im letzten Jahr nicht oder nur unregelmäßig am HJ-Dienst teilgenommen. Der Freund war empört, war er doch als guter Handwerker in einen entfernten Rüstungsbetrieb dienstverpflichtet worden. Er konnte nur an einigen Wochenenden in seinen Heimatort zurückkommen. An HJ-Dienst war nicht zu denken. Erst, als er von seiner Firma, die ihn auch UK-gestellt hatte, eine Bescheinigung brachte, daß er durch die Anforderungen seines Betriebes nicht am HJ-Dienst teilnehmen konnte, wurde seinem Antrag stattgegeben.

Adolf Fröhlich, Hamburg

DDR-Vergangenheit

Betr.: „Unvergessen“ (Nr. 40)

Ganz vorsichtig scheint sich im deutschen Film und Fernsehen eine Besinnung auf das wirkliche Geschehen in der in sich zusammengebrochenen DDR einzuschleichen.

Der Film „Die Frau vom Checkpoint Charlie“ weckt Hoffnungen, die hoffentlich unter Einbeziehung der Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg nicht nur die Vertreibungen zum Thema haben, sondern sozusagen einen deutschen Blick auf die ganze Vergangenheit werfen, die nicht nur allein von deutscher Schuld geprägt ist.

So wie der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges viele Väter hatte, so verteilt sich auch Schuld, auch wenn Deutschland an einer besonders schweren Last zu tragen hat.

Der Weg zur unverfälschten Wirklichkeit dürfte aber noch weit sein, wofür nicht nur die Partnerschaft Wowereits mit der PDS (neuer Mantel: die Linke) spricht.

Markus Ausburg, Kronberg



Sich an alle Facetten der deutschen Geschichte erinnern: Die privat aufgestellten Kreuze der Mauergedenkstätte am früheren Ost-West-Grenzübergang Checkpoint Charlie wurden 2005 zwangsgeräumt. Foto: ddp

Unser aller Trauer

Betr.: „Die Lüge“ (Nr. 39)

Das Parlament der Slowakei macht nur nach, was ihm andere Staaten vormachen, zu deren Politik die Lüge gehört. Man schaue nur auf Tschechien und von dort auf die EU, in der die Geschichtsfälscher auch zu Hause sind.

Kein redlicher Deutscher wird bezweifeln, daß Deutschland am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges große Mitschuld trägt, und noch größere an Mitmenschen, die der politischen Führung des Hitler-Staates nicht genehm waren.

Nur darf das doch nicht hindern, aufzuzeigen, was auch andere Staaten und Völker für ein Schuldkonto haben.

Dabei geht es nicht um Aufrechnung und Vergleich, sondern einzig darum, daß alle Verbrechen bekannt sein müssen, woraus folgert, daß auch alle Opfer, auch die deutschen, gleichrangig nebeneinander stehen und einen Anspruch auf unser aller Trauer haben.

Robert Erhard, Arnsberg

Gleichgeschaltet

Betr.: „Immunschwäche“ (Nr. 38)

Pannonicus trifft mit diesen Gedichtzeilen genau ins Schwarze. Mir hat das so gut gefallen, daß ich mir den Text gleich abgeschrieben habe. In den nahezu gleichgeschalteten Medien findet man so etwas ja nicht. Diese Gleichschaltung kenne ich aus der DDR. Hier und heute ist sie nicht ganz so plump wie in der DDR und nicht 100 Prozent, sondern „nur“ 95 Prozent.

Gerd Möhlmann, Berlin

Dummheit des Volkes als Basis für dumme Politik

Betr.: Leserbrief „Der Adel brachte unzählige Opfer“ (Nr. 37)

Als Christin bin ich verpflichtet, mich für Friede und Gerechtigkeit einzusetzen, und das haben die Offiziere und viele andere getan. Ich bin Jahrgang 1945 und in meiner Schulzeit wurde über die jüngste Geschichte beschämt geschwiegen.

Leider waren aber auch die Menschen durch die damalige Propaganda Juli 1944 so verunsichert, daß sie sich keine eigene Meinung bilden konnten. Dank meines Vaters habe ich die Zeitung über den menschenverachtenden Prozeß vor dem Volksgerichtshof. Wer sich damals mit den Attentätern solidarisch erklärte, war des Todes sicher.

Daß aber heute noch Menschen von sich geben, Stauffenberg sei ein Feigling gewesen, ist für mich die größte Beleidigung, und solch eine Ansicht trägt dazu bei, daß Naziansichten gleichgesetzt werden mit rechtem (richtigem) Gedankengut. Denn was sich in den letzten 30 Jahren durch Verdrehung und Verfälschung von geschichtlichen Tatsachen politisch in Deutschland in den Medien breitgemacht hat, ist für Menschen, die so wie ich mindestens 1000 Bücher über die jüngste Vergangenheit gelesen haben und Zeitzeugen kennen, einfach haarsträubend.

In den Schulbüchern meiner Kinder stand auch nichts über die wichtigsten Fragen zur damaligen Zeit: Warum hat Hitler es fertiggebracht, die Arbeitslosen von der Straße zu bekommen, oder warum wurden die Juden schlechtgemacht.

Mit der Dummheit eines Volkes kann man immer noch die dümmste Politik machen.

Den Eid der Offiziere höher zu hängen als Gottes Wort ist gegen das Christentum. Hitler war der Teufel. Friede ist auch das Werk der Gerechtigkeit und nicht der Unterwerfung.

Ich mache mir große Sorgen bezüglich der politischen Zukunft Deutschlands, wenn die wissende Generation weggestorben ist und das Vakuum entsteht, welches jahrzehntelang politisch gewollt wurde. Das rechte Gedankengut wird sofort im Keim erstickt, und auf der linken Seite darf sich munter alles tummeln. Das ist eine Diskriminierung politisch Andersdenkender, denen somit die Gelegenheit genommen wird, gegen demokratische Abartigkeit zu opponieren.

Hannelore Huck, Porta Westfalica

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5958**

Die Zeiten waren damals so

Betr.: „BDM: Ich war dabei“ (Nr. 39)

Auch ich stütze mich auf unser Grundgesetz, worin steht: „Jeder Mensch hat das Recht, seine freie Meinung in Wort, Schrift und Bild kundzutun und zu verbreiten. Eine Zensur findet nicht statt.“ Dies gleich zu Anfang an diejenigen, die darauf lauern, einem Gestrigen an den Kragen zu gehen.

Ich bin Jahrgang 1927 und wollte als Zehnjährige zu den Jungmädchen, weil meine Freundinnen davon begeistert waren. Mit 15 Jahren wollte ich zum Landjahr. Wir wurden als Stadtmädchen nach Bayern geschickt, um die Viehzucht und das Melken zu lernen. Im Lager wurde gewebt, geturnt und Hauswirtschaft gelernt, damalige Lieder gesungen und über das Dritte Reich diskutiert. Im Herbst wurden wir dann zur Weinlese an der Mosel eingesetzt.

Meine fünf Jahre ältere Schwester war im BDM. Und meine Eltern hat man nicht gezwungen, in die NSDAP einzutreten. So wie wir fungierte später die „FDJ“ im Osten. Die Zeiten waren damals so. Warum sich nicht dazu bekennen?

Wenn jetzt solche vorteilsdenkenden Typen wie Grass, die genau wissen, wessen Lied sie am besten singen, dafür noch belobigt werden, ihre Kameraden und Deutschland beleidigt zu haben, kann man sie und ihresgleichen nur in die Ecke der „Nestbeschmutzer“ schieben.

Brigitte Wenke, Duisburg

Index unterbinden

Betr.: „Degeneriert“ (Nr. 38)

Da hat ein Kardinal einen von den Nationalsozialisten verwendeten Begriff gewählt, der objektiv durch keinen besser passenden ersetzt werden könnte, und sofort jault die Riege der Gutmenschen.

Wie anders könnte man aber den Schund, den manche „Künstler“ der Öffentlichkeit zumuten, besser beschreiben? Diese perversen „Künstler“ hätten auch die Stirn, einen Hundehaufen zu nehmen, bunte Fähnchen in Nationalfarben hineinzustecken und einer verblödeten Community einzureden, daß dies künstlerischer Ausdruck von Völkerverständigung sei.

Ich wundere mich, daß all diese Gutmenschen noch die deutsche Sprache benutzen, da doch auch die Nazis auf Deutsch kommuniziert haben. Wir müssen zu Recht die verbrecherischen Taten der Nazis verurteilen, aber einen Index für die deutsche Sprache uns diktatorisch aufzwingen lassen?

Dieter Schmekies, Bad Vilbel

Nur »Linientreue« kamen in die NSDAP

Betr.: Leserbriefe zu „Flakhelfer im Visier“ (Nr. 35)

Aus den vielen, zum Teil widersprüchlichen Zuschriften ersehen Sie, daß die Aufnahme in die NSDAP aus Sicht der Beteiligten durchaus subjektiv vielschichtig war.

Ich gehöre nicht zu den „privilegierten, linken Intellektuellen“, die nach über 60 Jahren „mea culpa“ rufen und sich mit der linken Hand hinter dem rechten Ohr kratzen, um ihre Mitgliedschaft in der NSDAP rechtfertigen zu müssen.

Den beiliegenden Befehl habe ich gefunden. Er zeigt, wie einfach die Aufnahme in die NSDAP war: „Am Sonntag, d. 27. Februar 1944 wirst Du in einer Feierstunde durch den Hoheitsträger des Kreises Allenstein in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei aufgenommen. Du hast Dich am 27. Februar 1944 pünktlich um 9 Uhr im Festsaal von Neu-Jakobsberg einzufinden. Die beigefügte Bescheinigung ist vor der Aufnahme an O-Scharf. Fritz persönlich abzugeben. Du hast am Sonntag in vorschriftsmäßiger Uniform zu erscheinen. Wenn Du keine besitzt, so ist sie für diesen Tag von einem Kameraden auszuleihen.“ Ich kann mich aber beim besten Willen nicht erinnern, bei der „Feier“ dabeigewesen zu sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit war ich es.

Ich stelle es Ihnen anheim, spaßeshalber zu recherchieren, ob ich als Pg registriert wurde, beziehungsweise mir die Stelle zu nennen, wo ich es selbst machen könnte. Ich war damals übrigens noch nicht 18.

Mir scheint aber bei dem ganzen Medieninteresse zweierlei von Bedeutung, was bisher aus verständlichen Gründen nicht beachtet wurde:

Nur „linientreue“ Hitlerjungen wurden aufgefordert, in die Partei einzutreten. Man frage also die Walser, Lenz, Grass, Hildebrand, welche Funktion sie bei der HJ hatten.

Zum anderen erstaunt es doch den „Otto Normalverbraucher“ von damals, wie linke Socken heute noch den Stab brechen wollen über die Millionen ihrer Väter, Verwandten, Gleichaltrigen, Freunde, die in der gleichen Lage waren.

Dr. Hans-Wilhelm Wittmeier, Rösrath

MELDUNGEN

Die Welt nach dem Kalten Krieg

Wien – „Ohne einen Feind zu leben ist nicht leicht“, so die Erkenntnis von Georgi Arbatow, ehemaliger Berater der Kremlchefs von Breschnew bis Jelzin. In seinem Buch schreibt er über das „System Sowjetunion“, wobei er die Existenz eines „System Putin“ abstreitet. Allerdings fürchtet er, daß der derzeitige Rüstungswettlauf böse enden könnte.

China verweigert sich

Hamburg – Da ein offizieller Grund für die verspätete Lieferung der versprochenen Terrakotta-Krieger des ersten Kaisers von China nicht genannt wurde, setzt man im Hamburger Völkerkunde-Museum auf Verstimmung der politischen Führung Chinas. Nachdem Angela Merkel den Dalai Lama empfangen hatte, sagte Peking zahlreiche Gespräche ab. Ähnliches droht jetzt auch den USA. Diese wollen dem im Exil lebenden geistlichen Oberhaupt der Tibeter eine Ehrenmedaille überreichen.

ZUR PERSON

Ausländerpolitik wieder lockern

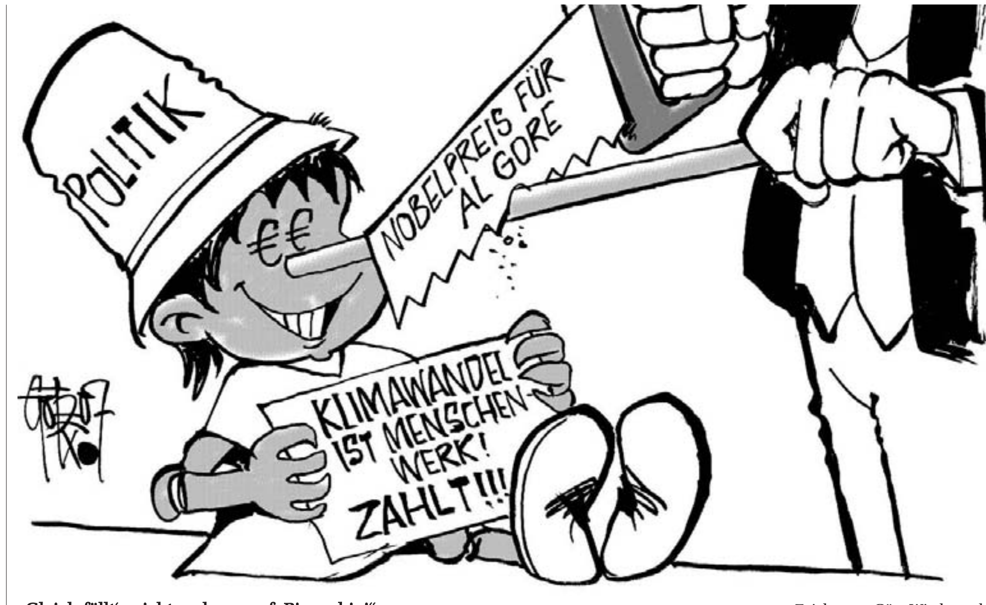


Neue Parteien gibt es in Deutschland wie Sand am Meer. Um erfolgreich zu sein, bedarf es einer zündenden Idee. So eine Idee schien der dänische Politiker **Naser Khader** gefunden zu haben. Selbst deutsche Nachrichtenmagazine widmeten ihm viel Aufmerksamkeit, als der am 1. Juli 1963 in Damaskus geborene Sohn palästinensischer Eltern seine linksliberale Partei vergangenen Mai verließ, um mit einer eigenen Formation namens „Neue Allianz“ die politische Landschaft des Königreichs aufzurollen.

Seit November 2001 regiert in Kopenhagen eine bürgerliche Koalition aus Nationalliberalen und Konservativen, die von der rechtsgerichteten Volkspartei geduldet wird. Seither pflegt das skandinavische Land eine relativ restriktive Ausländerpolitik. Dagegen will der 1974 eingewanderte frühere Zögling einer Koranschule nun angehen.

Hierfür will sich Khader mit seiner neuen Partei nach den anstehenden Wahlen den beiden bürgerlichen Regierungsparteien als Bündnispartner anbieten. Dann wären die kleine Konservative Partei und die Nationalliberalen von Regierungschef Anders Fogh Rasmussen nicht mehr auf die Duldung der nationalorientierten Volkspartei angewiesen. Vor allem die Volkspartei dringt bislang auf eine strenge Ausländerpolitik, die Khader lockern will.

Unmittelbar nach ihrer Gründung wollten elf Prozent der Dänen Khaders „Neuer Allianz“ ihre Stimme geben. Die Zahl schmolz aber rasch auf fünf Prozent zusammen, weil Khader in der Eile vergessen hatte, seiner Gründung ein Programm zu geben. Sein jetzt nachgeschobenes Parteiprogramm sieht Steuersenkungen vor, womit er sich offenbar Zuspruch aus bürgerlichen Wählerschichten erhofft. *H. L.*



„Gleich fällt‘s nicht mehr so auf, Pinocchio!“ Zeichnung: Götz Wiedenroth

Mit Eva spielt man nicht

Obwohl auch Nazis und 68er eine Mutter hatten: Platzverweis für Mutter Herman / Der Wochenrückblick mit KLAUS J. GROTH

Kommt Eva Hermann jetzt unter Beobachtung durch den Verfassungsschutz? Legen die Schlapphüte in Nordrhein-Westfalen eine Akte über sie an? Oder setzen sie eine V-Frau auf ihre Fersen, besser noch eine V-Mutter? Nichts ist unmöglich, Frau Herman. Es sei denn, jemand bemühte einen falschen Vergleich, so wie Eva Herman es in der Talkshow von Johannes B. Kerner tat. Das ist unmöglich, das darf man nicht. Wo kämen wir denn hin, wenn jemand so einfach behaupten dürfte, „daß man über den Verlauf unserer Geschichte nicht sprechen darf, ohne in Gefahr zu geraten“. Und wenn die selbe Person sich dann auch noch zu der Bemerkung versteigt: „Es sind (in der NS-Zeit) auch Autobahnen gebaut worden, und wir fahren drauf“, dann wird sie zur Unperson. Dann kommt sie vor die Tür.

Na ja, es hatte schon Zoff gegeben, weil Eva Herman behauptete, „daß Werte wie Familie, Kinder und das Mutterdasein, die auch im Dritten Reich gefördert wurden, anschließend durch die 68er abgeschafft wurden“.

Alles nicht so falsch? Und ob! Für eine staatstragende Talkshow vom Format „Johannes B. Kerner“ vollkommen untragbar. Solche Staatsbürgerkunde kann Kerner niemandem zumuten. Also flog Eva Herman aus der Sendung.

Stellt sich allerdings die Frage, warum sie überhaupt erst eingeladen wurde. Bei dieser Frau mußte man doch mit allem rechnen. Wenn jemand die Mutterschaft dermaßen haltlos verherrlicht, dann ist er auch für unzulässige Vergleiche mit den Nazis gut. Überhaupt, wenn jemand schon Herman heißt! Gab es damals nicht auch einen Hermann? Und eine Eva, spielte die nicht eine dubiose Rolle auf Hitlers Bettkante? Offenbar kann kein Indiz absurd genug sein, wenn es hilft, den Delinquenten noch tiefer in der braunen Tunke zu versenken.

Das angebräunte Denken, das hätte man doch bemerken müssen, da beim NDR, wo die Herman jahrelang als Moderatorin ihr Unwesen treiben durfte. Ausgerechnet beim NDR, bei dem abteilungsweise die besten vertrauensvollen Kontakte zur Stasi bestanden, soll so etwas unbemerkt geblieben sein?

Aber vielleicht hat sich die Herman beim NDR ja erst richtig geoutet, als sie ihre verpaßten Mutterschaften zum Thema machte. Als sie rätselhaft orakelte: „Und wir müssen vor allem das Bild der Mutter in Deutschland auch wieder wertschätzen lernen, das leider ja mit dem Nationalsozialismus und der daraus folgenden 68er Bewegung abgeschafft wurde. Mit den 68ern wurde damals praktisch alles das, was wir an Werten hatten, es war ne grausame Zeit. Das war ein völlig durchgeknallter, hochgefährlicher Politiker, der das deutsche Volk ins Verderben geführt hat, das wissen wir alle, aber es ist damals eben auch das, was gut war, und das sind Werte, das sind Kinder. Das sind Mütter, das sind Familien, das ist Zusammenhalt – das wurde abgeschafft. Es durfte nichts mehr stehen bleiben.“

Wenn man dies so liest, dann schwirren erst einmal die Sinne, dann wird der Kopf wirr. Was für ein Durcheinander, was für ein Kauderwelsch. Doch Vorsicht, dies Durcheinander ist nicht unbedingt ein Zeichen für das mangelhafte Ausdrucksvermögen einer Moderatorin. Ganz normale Menschen sprechen für gewöhnlich so. Kluge, gebildete Menschen ebenso wie etwas weniger kluge und weniger gebildete. Wer das gesprochene Wort auf Band aufnimmt und den Text dann wortwörtlich abschreibt, erhält in der Regel solch wirren Sprachsalat. Und trotzdem ist beim gesprochenen Wort meist recht schnell klar, was gemeint ist. Das gehörte Wort ist nicht das gelesene. Vorausgesetzt, man möchte auch verstehen. Sonst klappt das nicht.

> Karambolagen auf der Autobahn der verunglückten Vergleiche

Offenbar erkannte man beim NDR, was man zu erkennen wünschte – und kündigte der suspekten Moderatorin. Die hätte gewarnt sein müssen. Wenngleich ein unzulässiger Vergleich aus dem Gruselkabinett der braunen Jahre nicht immer und unbedingt den Job kosten muß. Es kommt ganz darauf an, wer sich vergaloppiert.

Der FDP-Bundestagsabgeordnete Rainer Brüderle beispielsweise. Der ereiferte sich unbotmäßig und bezeichnete den damals amtierenden Bundesfinanzminister Hans Eichel als „Blockwart der Nation“, weil er die Schwarzarbeit von Putzfrauen in Privathaushalten verfolgen wolle. Geradezu sanft mahnte Bundestagspräsident Wolfgang Thierse damals Brüderle, „daß wir bestimmte Assoziationen an die schlimmste Zeit der deutschen Geschichte vermeiden wollten“. Blockwarte, die untersten Überwachungsorgane der NS-Zeit, sind eindeutig mit solchen Assoziationen belegt.

Oder Berlins Finanzsenator Thilo Sarazin. Auch der geriet mit seinen Vergleichen auf Abwege. Das kommt bei Politikern in Berlin häufiger vor. Als Sarazin während einer Veranstaltung zur öffentlichen Reaktion auf höhere Gebühren für Kindertagesstätten sagte: „Es wird so getan, als ob wir Kinder ins Konzentrationslager schicken“, da war er über die Grenze des Zulässigen galoppiert. Jedenfalls für die Opposition. Auffälligerweise ist für die jeweilige Opposition immer schon die Grenze überschritten, während die Parteifreunde die entsprechende Entgleisung allenfalls als „überflüssig“ einstufen. Eherne Moralsätze können ganz schön flexibel sein.

Oder Otto Schily. Der fand es ganz in Ordnung, als Verteidiger in den RAF-Stammheimprozessen die USA und die NS auf eine Stufe zu stellen und US-Militäreinrichtungen in Deutschland mit dem Reichssicherheitshauptamt des NS-Regimes, das die Judenvernichtungen gesteuert hatte, zu vergleichen. Nun lernen manche Menschen im Laufe ihres Lebens dazu und fangen auch an, manche Dinge anders zu sehen. Schily räumte mit dem Abstand etlicher Jahre ein: „Ich würde heute – entsprechend dem, was ich denke und fühle und was meinen Überzeugungen entspricht – auch als Verteidiger nicht alles wieder sagen, was ich damals gesagt habe. Doch ich kann alles, was ich damals gesagt und getan habe, im rechtsstaatlichen Rahmen gut verantworten.“

Oder Ludwig Stiegler. Der Mann mit dem roten Pullunder ist für Querschüsse immer gut. Und für befremdliche Assoziationen sowieso. Da muß man erstmal drauf kommen, sich bei dem CDU-Slogan „Sozial ist, was Arbeit schafft“, an „den zynischen Begriff ‚Arbeit macht frei‘“ der Nazis erinnert zu fühlen. Stiegler kam drauf. Und fand es so gut, daß er alle Welt an dieser Erkenntnis teilhaben ließ. Die allerdings zeigte sich irritiert. Nach massiver Schelte gestand Stiegler eine „Fehlschaltung im Gedankenblitz“ ein. Man nahm es öffentlich gnädig zur Kenntnis. Dabei vergaß man allerdings zu fragen, ob es sich eventuell um eine Dauerfehlschaltung der Gedankenblitze handeln könne. Denn Ludwig Stiegler war schon zuvor durch einen bemerkenswerten Vergleich aufgefallen. Während des Verbotsverfahrens gegen die NPD hatte er Union und FDP „Mäkeleien“ vorgeworfen: „Dabei müßte gerade bei CDU/CSU und FDP, deren Vorläuferparteien am 23. März 1933 Hitler ermächtigt haben, nachdem sie ihn zuvor verharmlost und mit an die Macht gebracht haben, die historische Schuld alle denkbaren Aktivitäten auslösen, wenigstens heute schon den Anfängen zu wehren.“

Originalton Ludwig Stiegler. Klarer und unmißverständlicher formuliert als jeder Sprechsalat von Eva Herman. Aber deshalb flog er nicht aus einer Talkshow. Der Stiegler nicht und sonst keiner der genannten.

Mag sein, wenn Eva Herman nicht nur ihr Eva-Prinzip erkannt hätte, sondern das Prinzip der braunen Keule und sich rechtzeitig geduckt hätte vor den anderen Teilnehmern der Talk-Show, der Frauen-bewegten Senta Berger, der Steuer-bewegten Margarethe Schreinemakers, dem Antifaschismus-bewegten Historiker Wolfgang Wippermann und dem von sich selbst bewegten Johannes B. Kerner, mag sein, dann hätte sie bleiben dürfen. Sie hätte sich nur zerknirscht genug zeigen müssen.

Dann wäre zwischen all der Freude über Nobelpreise im Doppelpack für zwei deutsche Wissenschaftler – und einen Nobelpreis für eine Showeinlage aus den USA – in dieser Woche vielleicht auch noch Aufmerksamkeit für einen Vorschlag geblieben, der wirklich keinen Vergleich zu scheuen braucht: Kinder als Undercover-Agenten bei Edeka, Rewe und dem Kiosk an der Ecke.

Für wen spitzelten die Blockwarte? Für wen die IMs? Sie würden geantwortet haben: Für unsere gute Sache.

Ursula von der Leyen hat sieben Kinder. Ob sie sagen könnte, welches davon für die Aufgabe eines Lockvogel-Agenten besonders geeignet wäre?

(Hans Heckel hat eine Auszeit genommen, deswegen übernimmt Klaus J. Groth vertretungsweise den Wochenrückblick.)

ZITATE

Bundesfinanzminister ***Peer Steinbrück*** *(SPD) in einem „Spiegel“-Interview zum Thema* ***Politik****:*

„Es muß in der Politik so etwas wie Selbstachtung geben. Beliebtheit kann kein Kriterium für Wahlen in der Politik sein. Wenn es wirklich um Popularität ginge, wären Donald Duck und die Muppets längst im Bundestag.“

Gregor Gysi *im „Spiegel“ über seine angeheiratete* ***Tante Doris Lessing****, die frisch gekürte* ***Literatur-Nobelpreisträgerin****:*

„Im Zusammenhang mit der Nachrüstung fürchtete sie einen Krieg in Europa und meinte, daß dieser vornehmlich in Deutschland ausgetragen würde. Deshalb bot sie meiner Mutter, meiner Schwester und mir an, doch (aus der DDR) zu ihr nach London auszureisen. Wir versuchten zwar nicht, dem nachzukommen, waren aber alle durch das Angebot gerührt.“

In all den Jubelgesängen auf den neuen ***Friedensnobelpreisträger Al Gore*** *gab es doch auch einige kritische Anmerkungen zu dem Weltklimaschützer. So die „New York Post“:*

„Sicher, Oslo, die Heimat der Nobels, ist bekannt für ihren Gemeinsinn. Aber das Komitee ignorierte, daß ein britischer Richter jüngst Gores Film als sehr durchwachsen beurteilte, so daß Schulkindern der Film nur noch gezeigt werden darf, wenn sie im gleichen Zuge vor politischer Indoktrination gewarnt worden sind.“

Und der ***Moskauer „Kommersant“*** *lästert über die Leistungen des schon als zukünftigen US-Präsidenten gefeierten Al Gore:*

„Die Prämie gibt es nicht für ein Resultat, sondern für die aufgewendeten Bemühungen. Deshalb war die Auszeichnung von Annan, Carter und al-Baradei zweifellos gerechtfertigt. Alle drei haben wirklich gearbeitet und erhielten den Preis dafür, daß das die wesentliche Sache in ihrem Leben war. Herr Gore hat niemals für den Frieden gekämpft. Nach der Niederlage bei der Präsidentschaftswahl im Jahr 2000 begann er, sich mit seiner eigenen PR zu beschäftigen, und dafür hat er den Preis bekommen.“

Nobel

Wieder einmal zugeschlagen
hat das noble Komitee –
ohne Rücksicht auf den Magen,
aber fast schon nach Klischee:

Preise gibt's für Kommunisten
und – so scheint's laut Pflichtenheft –
auch für andre Terroristen
und fürs Klima-Angstgeschäft!

Trösten mag sich unsereiner:
War doch bloß ein Friedenspreis,
und bei diesem braucht ja keiner
wissenschaftlich den Beweis.

Und die „Unbequeme Wahrheit“
sorgt als Doku-Gaukelei
für bequeme Pseudo-Klarheit –
niemand denkt sich was dabei.

Hoch geehrt ist drum der Schwätzer,
ist der Zeitgeist-Ministrant –
wer's bekrittelt, wird als Ketzer
abgekanzelt und verbrannt.

Und fürwahr, der Dreh ist prima,
denn vor soviel heißer Luft
ändert wirklich sich das Klima!
Zweifel sind dann längst verpufft ...

Pannonicus